

6819 04856

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

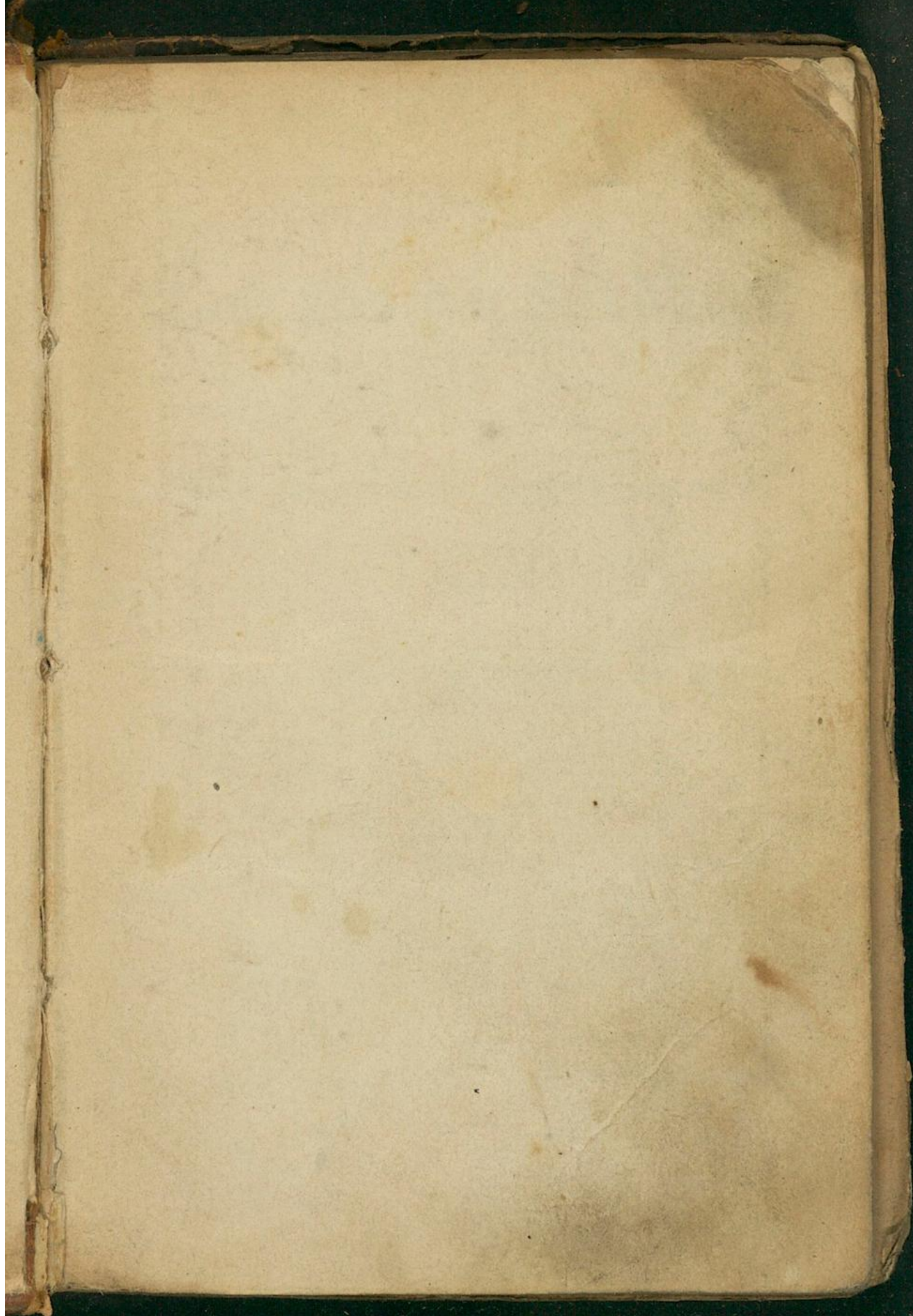
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

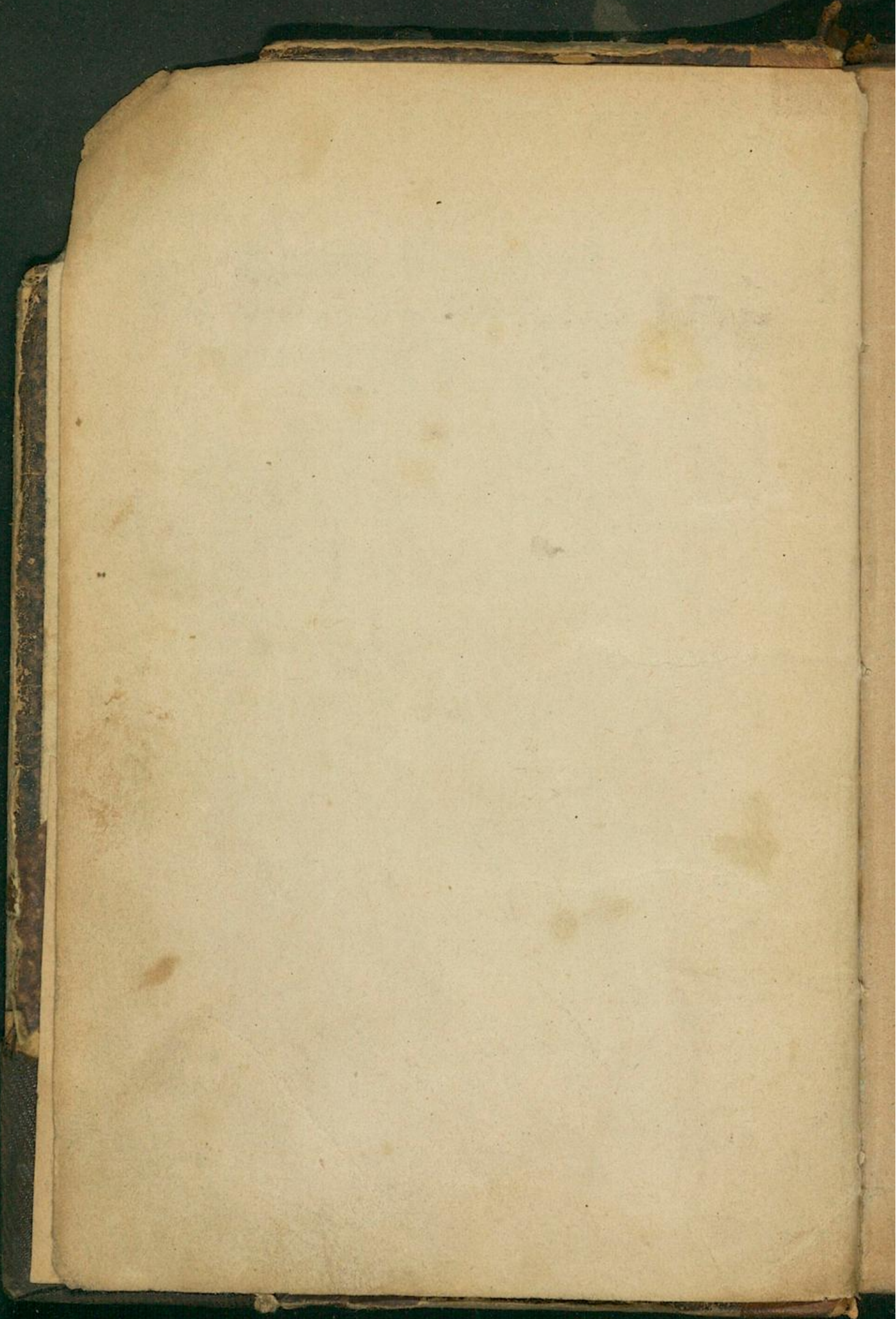
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wk. — Pf.	1 Wk. 50 Pf.	2 Wk. — Pf.
" 3	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ansleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





Nach uns die Sündflut!

Roman aus Frankreichs jüngster Vergangenheit

von

Max von Schlägel.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

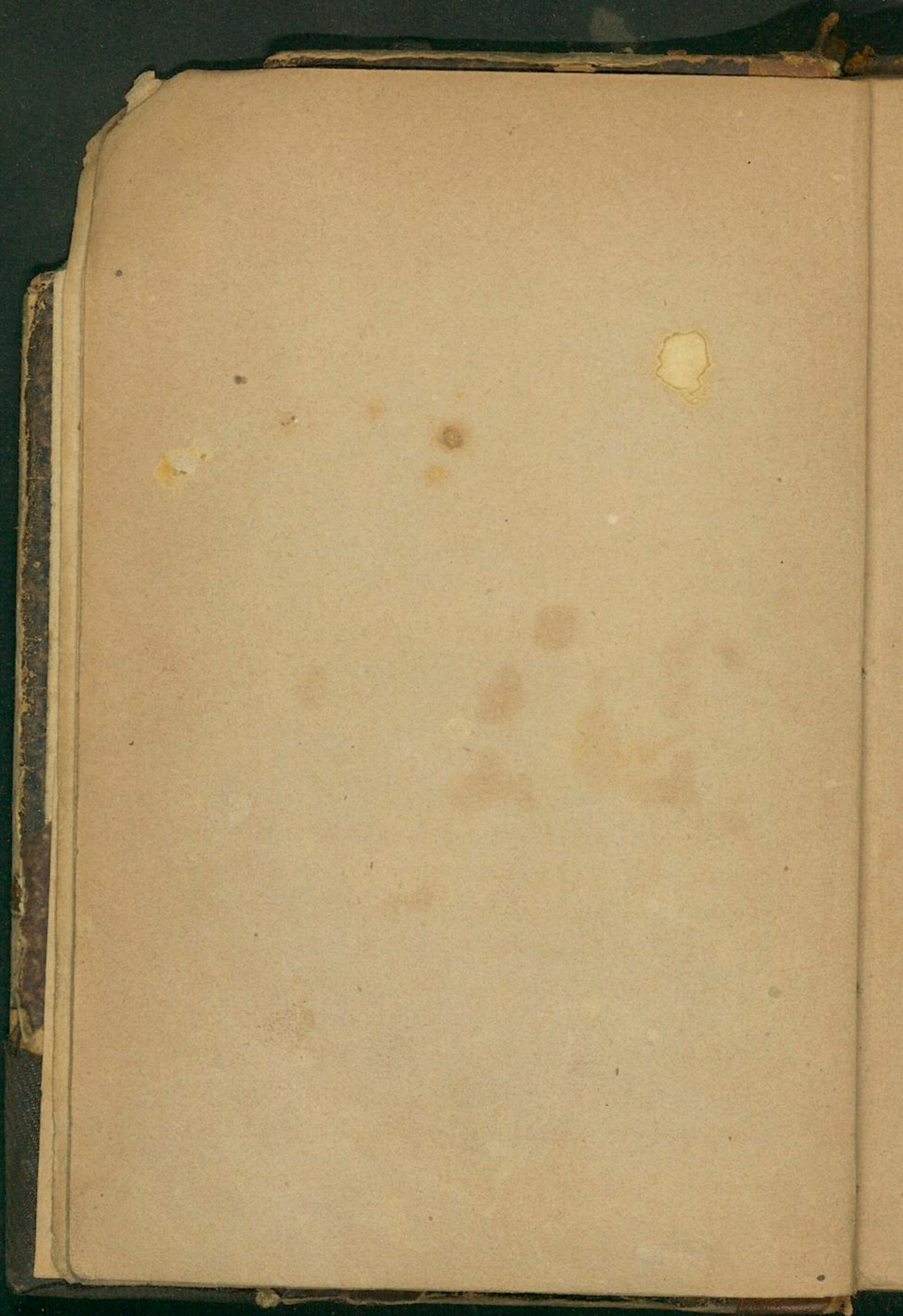
New-York,
L. W. Schmidt.

1872.



I.

Der Löwe des lateinischen Viertels.



Erstes Kapitel.

Das Cavalier-Kennen in Longchamps.

Tous les deux,
Si tu veux,
Nous irons, o ma belle,
Dans le bois parfumé
De la fleur nouvelle

Jean Jaccard beugte sich schmeichelnd nieder zur blonden Mini Berton, die an seinem Arm ging. Es war auf dem Fußwege zwischen der großen Fahrstraße und den Seen des Boulogner Waldes.

Mini Berton antwortete nicht. Zwischen den Equipagen und Miethwagen flog eben eine elegante Post an ihnen vorbei hinunter gegen Longchamps. Gleichmäßig hoben und senkten sich die scharlachbefleideten Oberkörper der beiden Postillone, welche die Sattel-

pferde ritten, mächtig griffen die vier englischen Hellbraunen aus, einzelne Steine ächzten unter den hartgeschmiedeten Reifen der Räder, die neuen Patentaren brummten und der Firniß des prächtigen dunkelbraunen Phaëtons glänzte in der Sonne. Drinnen saß nachlässig in die weißgrauen Polster zurückgelehnt ein einzelner Herr. Er schaute nicht rechts, nicht links und kümmerte sich weder um die mehr oder minder eleganten Privatwagen und Droschken, die er hinter sich ließ, noch um die „gute Bürgerschaft“ der Stadt Paris, die sich auf den Fußwegen drängte und welcher er für einige Augenblicke Luft und Sonne nahm.

Nini Berton schaute dem Wagen nach, bis die hüpfenden Silbertroddeln der Jockeymützen und der regungslose Cylinderhut nicht mehr sichtbar waren, dann zog sie mit einer ärgerlichen Bewegung ihren Arm aus dem Jean Jaccard's, wischte sich den Staub von der nicht mehr ganz modischen Mantille aus schwarzer Seide und sagte mit einem etwas verächtlichen Aufwerfen des Mundes:

„Da hast Du Deine Frühlingsblumen, Jean! Es ist eine Thorheit, zu Fuß nach Longchamps gehen zu wollen mit Damen!“

Und damit wischte sie weiter, bis das letzte sichtbare Staubkörnchen von der Mantille verschwunden

war. Die Hand, welche bei dieser Beschäftigung sichtbar wurde, war zierlich und schmal und von fast durchsichtiger Weiße. Mini Berton's Gesicht mit der zarten weißen und rothen Farbe, mit dem fecken Stumpfnäschen und den blaßblauen Augen mußte in Paris auffallen. Man suchte auf diesem reizenden Rococogesichtchen unwillkürlich die Schminkeplasterchen und auf dem hellblonden Haar den Puderstaub des vorigen Jahrhunderts. Ihre Wangen jedoch zeigten jetzt nur die gesteigerte Röthe des Unmuths und das kokette Köpfchen war bedeckt von dem ärmlichen, mühsam zusammengestoppelten Puz der Grisette.

Jean Jaccard, der an ihrer Seite ging, war Student, das bewies der Schnitt des engen Rocks und der weiten Beinkleider, die er trug, und die Form der schwarzen Sammtmütze, welche sein gelocktes schwarzes Haar bedeckte. Seine Gestalt war mittelgroß, beweglich und kräftig und sein Gesicht hatte jenen energischen und zugleich weichen Ausdruck, jene lebhafte bräunliche Färbung, wie sie manche französische Gesichter so sehr ansprechend machen. Bei den Worten Mini's hatten sich die dunklen Augen Jean Jaccard's weit und schmerzlich geöffnet, über sein Gesicht zuckte es ein paarmal, seine Brust hob und senkte sich und mit den Zähnen faßte er den dünnen schwarzen Schnurr-

bart, der seine Oberlippe beschattete. Eine Antwort schien ihm schwer, als sei er tief verletzt, doch endlich sagte er mild und mit leisem Vorwurf:

„Du wolltest heute nach Longchamps, nicht ich, Nini! Und wenn wir nicht fahren, so geschieht es darum, weil wir morgen unsere Miethen zu bezahlen haben.“

Nini sah den Geliebten nicht an. „Kann ich dafür“, sagte sie achselzuckend, „wenn ich immer vergesse, daß Du — daß wir arm sind?“

„Nini!“

Es lag eine solche ergreifende Mischung von Zorn und Schmerz in der Stimme Jean Jaccard's, daß Nini Berton neugierig zu ihm emporsah. Sie schaute in ein paar thränengefüllte Augen. Unwillkürlich nahm sie wieder Jaccard's Arm.

Ein leerer Miethwagen fuhr vorbei. Der Student rief ihn an.

„Was thust Du?“ fragte Nini.

„Ich erfülle Deine Wünsche, Nini! Wo ist Louison?“

Die Erwartete tauchte aus der Menge auf. Es war ein Mädchen von achtzehn Jahren und von unverkennbarer Ähnlichkeit mit Jean Jaccard. Ihr An-

zug sah fast noch ärmllicher aus als der Nini's, denn Louison hatte keins der Schleifchen und Bänderchen daran angebracht, mit denen die Geliebte des Bruders den ihrigen verschönte.

Sie blickte erstaunt auf den Wagen.

Jean Jaccard verstand den traurigen, vorwurfsvollen Blick der Schwester.

„Ich werde morgen mit Androlet reden!“ sagte er entschuldigend.

„Ich fürchte, es wird diesmal ohne Erfolg sein“, antwortete die Schwester mit ihrem vollen sanften Organ, „und Du wirst morgen unter den Rohheiten des groben Krämers mehr leiden, als Du heute Vergnügen hast.“

Jean Jaccard half der Schwester schweigend in den Wagen, wo Nini Berton bereits mit aller ihr zu Gebote stehenden Grazie sich zurechtgesetzt hatte.

Louison nahm neben der Geliebten des Bruders Platz mit einem Blicke, welcher bewies, daß ihr die wahre Ursache von ihres Bruders Verschwendung nicht unbekannt war.

Nini Berton hatte zu viel Interesse an ihrer neuen Umgebung, den Insassen der vorüberfahrenden Wagen, den glänzenden Toiletten und den bunten Livreen, als

daß sie lange über Jean Jaccard und seinen Gemüths-
zustand hätte nachdenken können.

„Warum bleibst Du so weit zurück, Louison?“
fragte Jean Jaccard, dem es Bedürfnis schien, sich
an dem ruhigen, warmen Blick der Schwester zu erho-
len von der Gleichgültigkeit der Geliebten.

„Ich betrachtete mir da unten auf dem See die
zwei Schwäne und dachte darüber nach, wie es doch
in der übrigen Natur ganz anders sei als bei uns
Menschen. Die beiden edlen Thiere waren auf den
ersten Blick zu unterscheiden von dem Schwarm der
Enten und Gänse rings herum, und hätte man den
andern tausend falsche bunte Federn angelegt, die
Schwäne waren doch die Königinnen des Sees. Hier
oben aber — mit demselben glatten Gesicht, in der-
selben Gestalt begegnet uns Hoheit und Gemeines, und
jeder gepuzte Laffe glaubt uns mit unverschämten
Blicken begaffen zu dürfen, wenn wir nicht wie die
Andern in theure Stoffe gekleidet sind und uns unserer
eigenen jungen Beine bedienen, um vorwärts zu kom-
men.“

Ein Zug verächtlicher Bitterkeit machte das Ge-
sicht des jungen Mädchens um Jahre älter.

Jean Jaccard warf einen Blick auf das Antlitz
Nini's; die Heiterkeit, mit der sich die Geliebte das

bunte Leben ringsum ansah, strahlte auch auf sein Gesicht zurück und mit freundlichem Spott wendete er sich wieder zur Schwester.

„Es ist allerdings empörend, daß nicht Jeder auf den ersten Blick gleich Louison Jaccard erkennt, genannt die Perle des lateinischen Viertels.“

Louison wurde noch ernster.

„Laß das, Jean“, sagte sie. „Du weißt, daß ich auf die Ueberspanntheiten Deiner Freunde nicht allzuviel gebe, obschon sie mir immerhin lieber sind als diese höhnische Verachtung alles scheinbar niedriger Stehenden, der ich hier auf allen Gesichtern begegne.“

„Sieh dort die elegante Dame im Domowagen! Und die reizende Toilette! Das ist Jeanette, Raymond's kleine Frau! Sie ist reizend!“

Die Blicke der Geschwister folgten der ausgestreckten Hand Nini's und sahen allerdings eine pompöse Rosaseidenrobe in dem von einem reitenden Postillon geführten Wagen dahinfliegen. Auf der Seidenrobe wiegte sich ein blühendes Köpfchen unter einem Hut von Brüsseler Spitzen.

„Nicht wahr, Janneton ist reizend? Ein solcher Wagen kostet für heute mindestens zweihundert Francs!“ gab Nini Berton aufs neue ihrem Entzücken Ausdruck.

„Ich finde sie abscheulich!“ sagte Louison mit fast hartem Ausdruck und der strenge Zug um ihren Mund wurde noch schärfer.

Nini Berton schaute erstaunt auf Louison, aber bereits nahmen neue Erscheinungen ihr bewegliches Gemüth in Anspruch.

„Armer Reymond!“ murmelte Jean Jaccard.

Die kleine Gesellschaft war indessen an den Grenzen der kleinen Ebene von Longchamps angekommen, wo das Wettrennen stattfand.

Eine Barrière hielt den Andrang der Menge zurück und nur an ein paar schmalen Pforten wurden Fußgänger und Wagen und Reiter gegen Entrée eingelassen.

„Wollen wir uns das Rennen zu Fuß ansehen? Das Entrée für einen Wagen kostet zwanzig Francs“, sagte Jean Jaccard fast ängstlich, indem er sich mehr zu Nini als zu seiner Schwester wendete.

Louison hatte sich bereits von ihrem Sitz erhoben, um auszustiegen.

Nini Berton blieb mit schmollendem Gesicht sitzen.

„Zu Fuße sieht man nichts vom Rennen und die Miethe können wir ja doch nicht mehr bezahlen!“ sagte sie.

„Also vorwärts!“ rief Jean Jaccard und warf

einen Napoleon auf den Tisch des Billeteurs; dann rollte der Wagen unhörbar dahin auf dem grünen Rasen der Rennbahn.

Mini Berton lächelte. Wie war Jean Jaccard glücklich! Seine Schwester selbst mußte sich an seinem Glücke freuen und die Härte um ihren Mund löste sich.

Es war ziemlich früh und man konnte sich einen guten Platz wählen neben dem etwa vierundzwanzig Schuh breiten wassergefüllten Graben, der nebst einer davor angelegten vierthalb Schuh hohen Hecke das letzte Hinderniß bildete, das die Cavaliere zu nehmen hatten.

Die drei Bewohner des Quartier Latin stellten sich im Wagen auf und sahen über die Köpfe der Menge hinweg, wie sich allmählig die Tribünen und dann die Kaisertribüne füllten, und schwach drang zu ihnen herüber das Hoch, mit dem die Anhänger des Kaiserreichs die Ankunft des französischen Herrscherpaares begrüßten. Es war im Frühling des verhängnißvollen Jahres 1870, und immer kühner erhob die Unzufriedenheit ihr Haupt im gesetzgebenden Körper und im Volke.

Auch Jean Jaccard runzelte die Stirn bei den Hochrufen, die zu ihm herüberdrangen, und stampfte mit dem Fuße.

„Man sollte ihnen die Zunge ausreißen, den feilen Schurken!“

Louison nickte bestätigend mit dem Kopfe.

Nini Berton schaute spöttisch auf die Beiden.

„Ich weiß nicht, was Ihr immer gegen den Kaiser habt“, sagte sie; „ich liebe ihn, denn er sorgt immer für etwas Neues in Paris.“

„Ja, ja, Du hast Recht, Nini!“ sagte Jean Zaccard mit einem Lächeln, wie man einem Kinde Recht gibt. „Dein Kindermund spricht das ganze Geheimniß dieser Herrschaft aus! Brod und Spiele! Was will dieses sflavische Volk mehr!“

„George Raymond sagte neulich, er rechne auf den Tag, wo das Brod mangle!“ bemerkte Louison nachdenklich und richtete ihre schwarzen Augen auf die Rennbahn, wo eben die Cavaliere abritten, um im Schritt die ganze Bahn zu durchmessen.

Die Musikbanden spielten rauschende Weisen, das Volk jubelte beim Anblick einzelner Reiter und Pferde. Langsam kamen sie einher, mühsam die feurigen Thiere zügelnd, die jüngsten und reichsten Cavaliere Frankreichs, die Mitglieder des Jockeyclubs, hervorragende junge Offiziere des Kaiserreichs, alle in der kleidsamen Renntracht. Der Wind blähte die bunten Atlasblousen auf, die sie trugen, und die gleichfarbigen Mützen; die

kräftigen Schenkel in weißen Lederhosen und Stiefeln mit gelben Kappen klammerten sich fest an den Sattel, und nachlässig die Stöße der ungeduldigen Renner auffangend, bogen sich die Körper der Reiter in eleganten Bewegungen vor- und rückwärts.

Sie kamen ziemlich weit von dem Wagen Jean Jaccard's vorbei, sie ritten in dem äußersten Kranze der schneckenförmigen Rennbahn, die sie bald zu durchfliegen hatten, dennoch bezeichnete das Volk fast jedes einzelne Pferd, jeden einzelnen Reiter.

„Da ist der Rappe des Herzogs von Beaufort, der beim letzten Derby-Rennen in England alle Engländer schlug! Welches Feuer! Welcher Gang! Ein Hoch für Beaufort, der Frankreich diesen Sieg verschafft! Hoch! Hoch! Hoch!“

„Da, der Braune mit dem karmoisinrothen Reiter ist der Blitz des Obersten Daguerre; Kapitän Melville, dem er zuletzt gehörte, brach sich den Hals damit in Vincennes vor einem Jahre.“

„Das ist einmal ein ungeduldiger Teufel, dieser Schimmel, sieht aus, als käme er eben aus dem Stalle eines arabischen Scheichs. Der Reiter muß fest sitzen, der diesen Sprüngen gewachsen sein will. Bravo! Ah, das ist der alte Duprel von den Chasseurs d'Afrique! Parbleu, verteuft schöne Pferde rennen

heute! Das ist ein Engländer, der Gelbe auf dem langbeinigen Fuchs! Wie der Englishman droben sitzt und wie langweilig sein Fuchs daherstolpert!"

„Lord Watfins hat indessen gute Pferde!“

„Kann nichts mehr ausrichten, Bürger! England ist längst von uns überholt.“

„Solange wir bloß Landgestüte haben und vom Staate nicht mehr für die Pferdezucht geschieht als bis jetzt —“

„Landsmann, Sie sprechen albern! Brauche ich den Staat, um ein guter Franzose zu sein? Nein, ein französisches Pferd braucht weder Staat noch Zucht, um das erste Pferd der Welt zu sein.“

Ein lautes Gelächter der Zuhörer war die Ursache, daß einige Pferde und ihre Reiter ohne Kritik vorüberkamen.

„Ah dieser da! Der grüne Atlas der Blouse sieht abscheulich aus! Der Scheckel ist jedoch nicht ohne! Aber zu ruhig! Nicht das rechte Feuer! Sonderbar, Pferd und Reiter sind mir ganz unbekannt“, sagte der lauteste der Sprecher, eine mächtige, in einen engen, schäbigen Ueberrock gezwängte Gestalt mit fuchsigem Cylinder von St.-Helenaforn und mächtigem Napoleonsbart. Eine feuerrothe Nelke, welche in ei-

niger Entfernung der Rosette der Ehrenlegion täuschend ähnlich sah, zierte sein schadhaftes Knopfloch. Er hatte sich auf eine Erhöhung gestellt, deren Natur wegen der dichtgedrängten Menge nicht zu erkennen war, und leitete von dort aus die öffentliche Meinung.

„Aber ich kenne ihn!“ schrie eine dumme Stimme aus der Menge, und ein Cylinder von ganz excentrisch enger englischer Form streckte sich um einige Zoll höher. „Es ist mein Landsmann, der Baron Kenné von Mondéliou aus der Franche-Comté. Der Herr Baron ist ein prächtiger Reiter und das Pferd ist so gut als eins —“

„Bah“, sagte der Redner mit der Nefke, „die Mondéliou's sind Orleanisten und ihre Pferde sind Postmähren neben den feurigen Kennern des Kaiserreichs. Der Schecke des Landjunkers sieht aus wie eine weiße Kuh, die sich im Dünger der Franche-Comté gewälzt.“

Die Menge lachte. Der englische Cylinderhut machte ganz ungeduldige Sprünge und die dünne Stimme kreischte:

„Nein! Nein! Das Pferd des Herrn Barons hat schon irgendwo einen Preis gewonnen. Die Mondéliou's ziehen nur Schecken auf ihren Gütern, ich weiß es von dem Stallknecht des Herrn Barons, der immer sein

Glas Mâcon bei mir trinkt, und grün mit Gold ist die Wappenfarbe der Mondélions. Ich bin Michel Beaupas, der Weinhändler an der Ecke der Chaussée d'Antin und der Rue du Faubourg St.-Honoré."

„Ah! Ihr seid Michel Beaupas, der Weinhändler an der Ecke der Chaussée d'Antin und der Rue du Faubourg St.-Honoré! Ah! Und Ihr kennt den Reitknecht des Herrn von Mondélion! Das ist merkwürdig! Aus welcher Zwetschengegend ist Euer Mâcon?“

Alles lachte. Der englische Cylinderhut drehte sich wüthend um seine eigene Achse.

„Ihr wollt Euch über mich lustig machen, scheint es — Ihr seid ein garstiger Mouchard, Ihr! Man kennt Euch gut genug, Vater Barbé! Weil Niemand Euch mehr als Unterhändler traut, dient Ihr der Polizei!“ rief die dünne, freischende Stimme des Weinhändlers.

Niemand lachte. Der Mann mit der Nelke wurde ganz gelb im wassersüchtigen Gesicht und ließ einen kurzen gellenden Pfiff ertönen — man wußte nicht recht, ob vor Wuth, oder um Jemand zu rufen.

Sonderbar war es, daß ein paar Kerle in der Nähe des Weinhändlers nur auf dieses Zeichen gewartet zu haben schienen, um über den armen Michel Beaupas herzufallen, ihm mit einem „Nieder mit den Orleanisten!“

den englischen Cylinder formlos an den Kopf zu treiben und fürchterlich auf ihn loszuschlagen.

Der Freund des Reitknechts des Herrn von Mondéion aus der Franche-comté wurde immer kleiner und kleiner unter den auf ihn niederfallenden Fäusten, die Stimme, womit er unaufhörlich behauptete, daß es gegen jedes Völkerrecht sei, daß zwei einen Einzigen angriffen, wurde immer dünner und dünner und erstarb endlich ganz. Da tauchte eine riesige Gestalt mit weißem, wallendem Barte aus der Menge und stürzte sich mit wie im Wahnsinn glühenden Augen auf die beiden Bloufenmänner, welche den armen Weinhändler so übel tractirten.

Der neue Ankömmling mit seinem hagern, knochigen Gesicht, seinem zerzausten Patriarchenbart, seinen wilden, rollenden Augen und hastigen, thierähnlichen Bewegungen hätte schon in ganz gewöhnlicher Kleidung Aufsehen erregt, die Seltsamkeit seines Aussehens wurde jedoch erhöht durch die Journaltitel und Caricaturen, mit denen sein Anzug, ja selbst sein Hut über und über verklebt war.

„Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!“ rief er, indem er mit jeder Hand einen der Strolche am Kragen packte, so leicht, als wären sie Kinder, in der Luft schüttelte und dann unter die Menge warf.

„Formez vos bataillons!“ schrie der orleanistische Weinhändler außer sich, den Schluß der damals noch so verpönten Marseillaise wiederholend und sich kampfbereit neben seinen seltsamen Retter stellend.

Aber Vater Barbé und seine Freunde, welche bemerken mochten, daß die allgemeine Stimmung nicht mehr zu ihren Gunsten war, verschwanden.

„Die neueste Laterne! Le Gaulois! Le Rappel! Einen Sou per Stück! Kauft, meine lieben Mitbürger! Eine Liste und Beschreibung der Cavaliere und Pferde, welche heute rennen — zwei Sou!“

Es war dieselbe weithinschallende tiefe Bassstimme, welche noch eben die Schlußworte der Marseillaise gesungen hatte und nun die Namen und Preise der bekanntesten Oppositionsblätter unter die Menge rief.

„Vater Roberto!“ sagte Louison zu ihrem Bruder, der bisher mit geballten Fäusten und gefurchter Stirne dem brutalen Schauspiel zugesehen.

„Der Narr vom zweiten December!“ rief es aus der Menge.

Der Zeitungshändler heftete seine unruhigen Augen auf den Sprecher.

„Ihr täuscht Euch, Bürger!“ sagte er halblaut und flüsternd, als sollten es die Andern nicht hören, und sich nach Art der Wahnsinnigen mißtrauisch umsehend.

„Ihr täuscht Euch! Der Narr vom zweiten December bin nicht ich, sondern, Ihr werdet es sehen, ein Anderer! Mir hat der zweite December bloß meine zwei Jungen gekostet, prächtige Kerle von fünfzehn und achtzehn Jahren, voll Feuer und echte Franzosen — dem Andern kostet er den Kopf. Hahaha!“

Die ziemlich zusammenhängenden Worte des Wahnsinnigen endeten in einem convulsivischen Gelächter, das dann wieder in den eintönigen Ruf: „La Lanterne von Henri Rochefort — zehn Centimes! Le Gaulois! Le Reveil!“ überging.

„Der arme Vater Roberto! Er redet sich um den Hals!“ flüsterte Louison.

„Sei unbesorgt!“ antwortete Jean Faccard. „Der Regierung liegt offenbar daran, Alles zu vermeiden, was das Volk aufregen könnte. Vater Roberto ist durch seinen Zustand und seine Popularität hinlänglich geschützt. So unbequem er ist, die Polizei scheint ihn nothgedrungen zu dulden, sonst hätten sich die agents provocateurs wahrscheinlich nicht so ruhig entfernt.“

„Dieser Vater Barbé ist?“

„Der heruntergekommene Inhaber eines öffentlichen Schreibbureaus in der Cité. Früher ein brennrother Republikaner, kam er wegen einiger zu gewagten Speculationen mit der Obrigkeit in Conflict, und nach sechs

Wochen verließ er die Gefängnisse der Präfectur als der Mann, den Du gesehen. Er wollte sich auch bei uns im Quartier Latin einführen, war aber bald erkannt und mußte sein Glück anderswo versuchen. Man behauptet Beweise zu haben, daß er in intimen Beziehungen zum Polizeiminister steht, seit neuerer Zeit trinkt er jedoch und ist wohl nicht mehr zu viel Anderem zu gebrauchen, denn als Claqueur des Kaiserreichs."

Nini Berton hatte der ganzen Scene wenig Aufmerksamkeit geschenkt, die schimmernden Toiletten und Decorationen der Tribünen interessirten sie weit mehr.

Eine Bewegung wie das Wogen des Meeres bemächtigte sich der Menge.

„Man beginnt! Sie reiten ab! Der Herzog von Beaufort führt sie!“ ertönte es links und rechts.

In der That sah man, wie die Reiter anfangs in kurzem, dann in gestrecktem Galopp zwischen den Tribünen hervorkamen. Der Rappe des Herzogs von Beaufort galoppirte in langen, graziösen Sprüngen etwa eine Pferdeslänge vor den andern, hierauf kam der dichtere Haufe der Reiter, dann Lord Watkins, der die Hestigkeit seines Fuchses gewaltsam bändigte, und endlich der Baron Mondélon, der seinen Schecken im kurzen versammelten Reitschulgalopp den übrigen nachritt. Die Farbe des Pferdes, weiß mit großen, unre-

gelmäßigen braunen Flecken, war in der That mehr auffallend als schön, die zugleich kräftigen und eleganten Formen des Thieres entschädigten jedoch einigermaßen dafür, nur waren sie fast zu kräftig gegenüber den feingegliederten Beinen und den langen gebogenen Hälsen der übrigen Renner.

Die Schreier, welche über die Farbe und die etwas derbern Gliedmaßen des Schecken sich nicht beruhigen konnten, wußten nicht, daß derselbe der echt nationalen Rasse der Limousins angehörte, welche von französischen Pferdeliebhabern als Vollblut ausgegeben wird, von arabischen Hengsten und berberischen Stuten abstammen soll und mit dem andalusischen Pferd nahe verwandt scheint.

Dem Reiter in der grünen Blouse schien es selber mehr darum zu thun, sein Pferd in einem hübschen versammelten Reitschulgalopp vorzuführen, als um das Wettrennen selber, er saß leicht und graziös und doch ohne die Nonchalance des Lords im Sattel, und fuhr dann und wann mit der freien Hand am Hals des Pferdes hin, das in die Zügel schäumend sein gleichmäßiges Tempo nicht unterbrach.

Der Rappe des Herzogs von Beaufort war am ersten Hinderniß, einem etwa zehn Schuh breiten trockenen Graben, angelangt und flog mit einem Satz hin-

über. Die übrigen Pferde folgten ohne Schwierigkeit, blos der Fuchs des Lords und der limoufiner Schecke erregten den Hohn des Publikums, ersterer, weil er vor und nach dem Sprunge gewaltig ausschlug, letzterer, weil er die Beine nicht höher hob als zu einem gewöhnlichen Galoppsprung, was den nach Effecten lüfternen Zuschauern wenig behagte.

Nach dem Graben kam eine etwa drei Fuß hohe Mauer, welche der Rappe des Herzogs von Beaufort mit gleicher Eleganz, der Fuchs mit gleicher Ungezogenheit und der Limoufiner mit demselben Phlegma nahmen. Unter den übrigen Pferden und Reitern war bereits einige Unruhe bemerkbar, jedoch überließ man dem Rappen des Herzogs noch immer die Spitze und Baron Mondélon bildete die Nachhut.

Nachdem man sich an das eigenthümliche Grün der Blouse gewöhnt hatte, war der Baron von Mondélon kein häßlicher Mann. Seine Figur konnte kaum über Mittelgröße haben und schien fast schwächlich, aber die in den engen Reithosen stark hervortretende Muskulatur der Beine und die breiten Schultern gaben der Gestalt des Reiters den Ausdruck einer Behendigkeit und Kraft, unter welcher das gewaltige Thier nur als ein willenloses Werkzeug erschien. Das magere, schmale Gesicht des Reiters hatte jenen kühnen

Schnitt, durch welchen die Natur besonders energische Charaktere, die nur ihrem Willen unterthan sind, zu kennzeichnen pflegt; ein dunkelblonder Schnurrbart erhöhte das soldatische Aeußere des jungen Edelmanns der Franche-Comté.

Endlich verschwand auch er gleich den andern Reitern hinter den undurchdringlichen Barrieren von Menschen, welche die Rennbahn umlagerten. Jetzt begannen die Wetten.

„Ein Faß Mâcon auf den Herrn Baron Mondé-
lion!“ rief der kleine Weinhändler Beaupas und blähte sich auf, als ob er allein seine Widersacher in die Flucht geschlagen. „So ein orleanistisches Pferd und ein Cavalier des Justemilieu thut's zehn bonapartistischen Kennern voraus!“

Unter den Häuften seiner Angreifer hatte der kleine Weinhändler, der sonst den Kaiser leben ließ, so oft man wollte, auf einmal entdeckt, daß er ein ganz wüthender Orleanist und geschworener Feind der Napoleoniden sei.

„Drei Napoleons gegen Euer Faß Mâcon“, rief ein Blousenmann mit südlichem Profil, indem er in den Taschen seiner weiten Pantalons klimperte.

Der Bourgeois aus der Chaussée d'Antin sah die fragwürdige Gestalt verächtlich an.

„Ihr seht mir gerade aus, als ob Ihr sechzig Francs zu verlieren hättet, Freund!“

„Seid nicht anmaßend, Bürger Weinhändler!“ sagte der Südfranzose und streckte auf der flachen Hand drei blitzende Goldstücke aus.

Der Weinhändler näherte sein Gesicht den Goldstücken, indem er sich behutsam außerhalb des Bereichs der Hand hielt.

„Das sind ja Spielmarken! Das sind Jetons! Ihr seid ein Betrüger!“ rief Vater Beupas entriistet.

Der Blousenmann lachte, daß es ihn schüttelte.

„Aber guter Vater, weiß ich denn, ob Euer Faß Mâcon nicht ein Faß voll Fusel ist?“

Das Gelächter der Umstehenden belohnte diesen derben Spaß.

Die Reiter kamen zurück; sie hatten zum ersten Mal die Bahn umritten und sprengten nun auf einen wohl fünf Fuß hohen Erdaufwurf zu, der so wenig breit war, daß ein Pferd dort kaum Fuß fassen konnte und sofort wieder abspringen mußte.

Die Reihenfolge hatte sich etwas geändert. Der Rappe des Herzogs von Beaufort sprang noch immer in langen Sprüngen voraus, aber der Fuchs des Lord Watkins war ihm dicht auf den Fersen und man sah, daß der Rappe alle Kraft aufbieten mußte, um den

ersten Platz zu behaupten. Hinter ihnen kam in langen, gemessenen Sprüngen der limousiner Schecke.

Père Beaupas jubelte.

„Ich gewinne die drei Napoleons“, rief er.

„Noch nicht, aber ich deponire sie zum voraus, Bürger!“ sagte der Blousenmann, sich ihm nähernd.

„Nicht so nahe, nicht so nahe!“ rief der Bourgeois zurückweichend.

Der Baron Mondélon schien seinen Schecken noch immer zurückzuhalten. Fest und aufrecht saß er zu Pferde, wie in Stahl gegossen, seine Wangen waren geröthet, seine hellbraunen Augen leuchteten dunkel.

Der Knappe des Herzogs von Beaufort erschien auf dem Erdwürfel und sprang herab. Ein tausendfacher Schrei erschütterte die gleich der Brandung an die Barrière prallende Menge.

Der Knappe des Herzogs von Beaufort war zu steil abwärts gesprungen, die schon etwas gebrauchten Vorderfüße waren eingeknickt. Auf den Knien, zitternd, lag das edle Roß da und etwa sechs Schritt davon entfernt auf dem Rücken, scheinbar leblos, der im hohen Bogenflug hinweggeschleuderte Reiter.

Der Knappe raffte sich wieder auf, der Fuchs des Lords war nach einem gewaltigen Sprung an ihm vorübergerast.

Jetzt hob der Schecke Mondélion's die Borde beine in die Luft. Louison erbleichte, aber sogleich schoß wieder flammend Roth in ihre Wangen. Gleich einer Gemse mit zusammengerückten Beinen stand der Limousiner auf dem Würfel, aufrecht und ruhig saß sein Reiter. Jetzt sah man, wie der Baron die Zügel hob, ein Sporenstoß — und wie ein weißer Blitz fuhr der Schecke weit hinaus in die Luft und fiel mit gleichen Füßen auf die Erde nieder. Dann eilte er in gewaltigen Sätzen dem Fuchs des Engländers nach unter dem Beifallsgeschrei der Menge.

Nur noch wenige der Renner kamen über das Hinderniß. Die meisten Pferde refüsirten. Eins warf im Unmuth seinen Reiter ab und jagte in toller Flucht rückwärts, während sein Reiter, die Hände auf die Hüfte pressend, sich seitwärts schleppte.

Man führte den eingefangenen Kappen des Herzogs aus der Bahn. Galonirte Diener trugen seinen ohnmächtigen Reiter. Der Kappe schritt traurig dahin, als fühle er, daß es mit seinem Ruhm vorüber sei für immer.

Die Reiter kamen jetzt schneller zurück als das vorige Mal. Der Limousiner nahm die Mauer, die ihm im Wege stand, ohne Widerstreben, der Fuchs stuzte, und das verschaffte dem Schecken einen kurzen

Vorsprung. Der Fuchs holte den Limousiner durch seine gewaltigen Sprünge auf flachem Boden wieder ein. Die Zahl der übrigen Reiter war um einige verringert.

Der letzte Umritt der eine halbe englische Meile langen Bahn dauerte kaum vier Minuten. Immer näher brausten der Limousiner und der Fuchs des Engländers; der Fuchs hatte die Nase fast am Boden und sein Reiter vornübergebeugt lag fast auf dem Sattel, der Limousiner streckte die aufgesperrten Nasenflügel in die Luft und jeder seiner Sprünge war eine gewaltige Lançade.

Mit aufrechtem Oberkörper und lächelnd im Vollgefühl der berausenden Bewegung saß der Baron der Franche-Comté. Jetzt waren sie am Graben mit der Hecke, fast in einer Linie flogen die beiden Pferde drüber, nur sprang der Fuchs flacher und den Schecken erblickte man einen Augenblick hoch in der Luft.

Das Jubelgeschrei des Volkes stockte — der Fuchs galoppirte weiter, der Limousiner und sein grüner Reiter wälzten sich jenseits des Hindernisses in einer Wolke von Staub.

Jetzt raffte sich der Limousiner auf, sein Reiter saß noch staubbedeckt im Sattel, aber allmählig sank er zur Seite und in die Arme des Studenten Jean

Jaccard, der ihn durch die sich öffnende Menge nach seinem Wagen trug. Wie ein Hund blieb der Schecke stehen und schaute seinem Herrn nach.

Louison schaute bleich auf die leblose, auf den Wagenkissen ausgestreckte Gestalt und das bleiche kühn-geschnittene Gesicht. Mit kundiger Hand betastete Jean Jaccard den Körper des Gestürzten; als er den Arm anfaßte, stöhnte der Verunglückte und schlug die Augen auf.

„Nichts von Bedeutung!“ sagte Jean Jaccard. „Nichts als ein ausgefallener Ellbogen und ein wenig Betäubung!“

Louison bewegte die Lippen, als murmelte sie ein Gebet.

Der Kranke versuchte zu lächeln. Er hatte Alles verstanden. Sein Blick wanderte manchmal verwundert von dem Gesichte Louison's zu dem von Mini Berton, welche sich beängstigt und übler Laune in eine Ecke drückte.

„Das Beste in solchen Fällen ist“, fuhr Jean Jaccard fort, als er merkte, daß sein Patient ihn verstand“, den Arm sofort wieder einzurichten, denn bis ein Rennbahnarzt zur Stelle ist, kann die Geschwulst und Entzündung sehr zugenommen haben. Wollen Sie sich mir anvertrauen?“

Der Kranke nickte mit dem Kopfe und schaute auf Louison.

Diese schlug den Blick zu Boden.

„Komm, Louison!“ rief Jean Faccard. „Du hast mir ja schon öfter beigestanden und bist kräftig genug. Nimm den Herrn an beiden Schultern.“

Bleich und mit zitternden Händen that Louison, wie ihr befohlen.

Jean Faccard ergriff den kranken Arm und zog mit aller Kraft. Das Gesicht des Barons verzerrte sich etwas vor Schmerz, aber der Ellbogen schnappte in seine vorige Stellung.

„So“, sagte Jean Faccard aufathmend, „jetzt habe ich nichts mehr zu verordnen als Ruhe und kalte Umschläge um den Arm. Ist Ihr Wagen in der Nähe?“

„Ich habe ihn erst um vier Uhr bestellt“, antwortete Mondélion mit matter Stimme.

„Es wird jetzt kaum mehr als drei sein“, sagte Jean Faccard erröthend, da er sich erinnerte, daß seine Uhr schon längst für die Launen Nini's nach Mont de Piété gewandert war. „So lange können Sie unmöglich hier bleiben. Darf ich Ihnen unsern Wagen anbieten, um Sie nach Hause zu fahren?“

Nini schmolte und Louison wendete sich ab.

„Wenn Sie Ihre liebevolle Pflege fortsetzen und bei mir diniren wollen, gewiß“, sagte der Baron mit einem Blick auf Louison, den Jean Zaccard nicht bemerkte. „Das Kennen ist ohnehin zu Ende.“

Einige schwache ceremonielle Hochrufe zeigten an, daß der Engländer als der erste am Ziel angekommen war.

„Der Preis hätte eigentlich Ihnen gebührt, Herr von Mondéliou!“ sagte Zaccard.

„Sie kennen mich?“

„Sie waren vorhin der Zankapfel der Menge und man suchte Sie als Orleanisten auszugeben“, sagte Jean Zaccard, wie es schien, nicht ohne Absicht.

„Ich bin Franzose“, sagte Mondéliou ernst, „und infolge dessen Feind jeder Regierung, die mein Vaterland zu Grunde richtet.“

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich, sie gaben sich die Hand.

„Wie kommt es, daß Sie hier mitreiten?“

„Ich bin fremd hier — Paris ist die Seele Frankreichs. Ein unbekannter Mann ist ein ohnmächtiger Mann.“

Der Verwundete schien der Ruhe zu bedürfen.

„Wo wohnen Sie?“

„Faubourg St.-Honoré, Nummer —“

Jean Jaccard gab dem Kutscher die Adresse. Nini's Antlitz hatte sich wieder aufgeheitert, als sie von dem sie erwartenden Diner vernommen.

Da hörte man rufen:

„Mondélion! Wo ist der Baron Mondelion?“

Nini öffnete die Augen groß und weit. Die vier-spännige Post, die sie im Bois de Boulogne so sehr bewundert, fuhr ziemlich rücksichtslos durch die sich zerstreuende Menge.

Neben dem frühern Insassen hatte ein beleibter Herr mit glattrasirtem Gesicht und weißer Cravatte Platz genommen, in dessen Knopfloch die Rosette der Ehrenlegion prangte.

Mondélion richtete sich auf.

„Ah, Stanowsky!“ sagte er halblaut.

Die Post hielt neben Jean Jaccard's Wagen.

„Sie sind gestürzt, armer Freund, einige Schritte vor dem ruhmreichen Ziel!“ rief Stanowsky mit gezielter, etwas fremdländischer Betonung und süßlichem Wesen, wie es vielen gebildeten Slawen eigen ist. „Ich habe mich beeilt, den berühmten kaiserlichen Professor an der medicinischen Schule, Monsieur Herbiot, zu Ihnen zu bringen, damit er Ihnen beistehe. Mein Wagen steht zur Verfügung.“

Stanowsky war ein Mann von etwa sechsend-

dreißig Jahren in sehr sorgfältig gewähltem Anzug; zierlich geordnet lag jedes einzelne Haar seiner vorwärts gekämmten Frisur und seines kleinen Schnurr- und Backenbarts an seinem nicht unschönen, aber bis zur Todtenkopffähnlichkeit abgemagerten Gesicht. Die etwas schiefstehenden sanften braunen Augen ruhten mit wohlwollendem Ausdruck auf Mondélion. Ein beständiges Lächeln lag auf den blutlosen Lippen Stanowsky's.

Der kaiserliche Professor machte Miene auszu- steigen.

Mondélion winkte ablehnend mit der Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, Herr Professor, und auch Ihnen, Stanowsky, aber schon die allergewöhnlichste Höflichkeit gebietet mir, unter der Pflege des Herrn hier zu bleiben, der mir die erste und nothwendigste Hülfe geleistet hat.“

Der Professor setzte ein goldenes Binocle an die Nase.

„Wenn ich nicht irre, ist dieser Herr“, sagte er hochmüthig und langsam, „Herr — Herr — Jaccard, der nur wenige meiner Vorlesungen besucht. —“

„Aber den Arm dieses Herrn ganz vortrefflich wieder eingerichtet hat“, unterbrach ihn Jean Jaccard im aufwallenden Studentenübermuth. „Sie sehen, wie

viel ich in den wenigen Vorlesungen gelernt habe, die ich meiner Armuth wegen von Ihnen hören konnte."

Der Professor setzte sich verblüfft.

„Und Sie wollen auch in diesem elenden Fiaker nach Hause fahren?“ fragte Stanowsky herüber.

„Ja, denn dieser Fiaker war der erste, der mich aufnahm, als ich hilflos am Boden lag. Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so leihen Sie mir einen Ueberrock und eine Mütze.“

Die verlangten Gegenstände wurden hinübergereicht.

„Danke!“ sagte Mondé lion. „Und jetzt vorwärts, meine Freunde, wenn's gefällig ist.“

Der Fiaker fuhr ab. Höflich grüßte Baron Mondé lion die beiden Herren.

Höhnisch becomplimentirte der Student seinen Professor.

Stanowsky's schmale Augen waren einen Moment lang auf dem frischen Gesichtchen Nini's haften geblieben, die ihn aufmerksam ansah.

Er warf Nini unbemerkt eine Kußhand zu. Sie lächelte.

„Jetzt haben wir den wahren Grund der Heilung Mondé lion's“, rief Stanowsky, dem Professor auf die Schulter klopfend. „Seh' einmal einer den Duckmäuser an! Spielt immer den Cato und fährt mit den

niedlichsten Grisetten von der Welt nach Hause!
Haha!"

Der Professor lachte gezwungen mit.

Indessen rollte der Fiaker gegen die Faubourg
St.-Honoré.

Louison neigte sich zum Ohr des Bruders.

Jean Jaccard wurde nachdenklich.

„Was gibt's?“ fragte Baron Mondélon freundlich.

„Meine Schwester“, gab Jean Jaccard zu Antwort, „meinte, wir könnten nicht in unserm gegenwärtigen Anzug Ihrer Einladung Folge leisten.“

Mondélon ließ sein hellbraunes Auge einen Moment voll auf Louison ruhen.

„Aber helfen könntet Ihr mir in diesem Anzug! Seid unbesorgt, meine Freunde! Ich bin ein schlichter Landedelmann, aber ich lebe lange genug in Paris, um die schlichte Haube, die ein schönes Gesicht ziert, als eines jungen Mädchens kostbarsten Schmuck anzusehen.“

Louison sah den Baron überrascht an. Das waren ja ihre eigenen Gedanken! Nini machte ein Gesicht, als habe der Baron eine große Dummheit gesagt.

Der Wagen rollte weiter.

Zweites Kapitel.

Nach uns die Sündflut!

Der Wagen war in der Avenue der Kaiserin angelangt und befand sich mitten unter dem Gewühl der von Longchamps zurückkehrenden Equipagen. Mini Berton hatte vollauf zu thun, sich keine der glänzenden Toiletten entgehen zu lassen, welche an ihr vorüberflogen. Louison schaute mit leerem Blick auf das Getreibe, als denke sie an etwas ganz Anderes. In der That dachte sie darüber nach, wie es komme, daß ein junger, schöner und anscheinend sehr reicher Edelmann dieselben Anschauungen haben könne wie Louison, die Schwester Jean Jaccard's.

Der junge Mediciner hatte sich mit seinem Patienten in eine sehr ernste Unterhaltung eingelassen über die

traurige Lage des Vaterlandes, und waren auch ihre Anschauungen über die Form der Rettung getheilt, sah auch der Student das Heil Frankreichs nur in der Republik und der Edelmann nur in einer ehrlichen monarchischen Regierung, so kamen sie doch darin überein, daß das Land nur gerettet werden könne durch den Sturz der gegenwärtigen Regierung.

Jean Jaccard war eine enthusiastische, offene Natur, er hätte es für eine Feigheit gehalten, vor irgend Jemand seine Anschauungen zu verbergen; Mondéliou, äußerlich kälter und zurückhaltender, vielleicht auch klüger, hatte sehr bald erkannt, wie wenig seine sonstige stolze und abweisende Vorsicht dieser Feuerseele gegenüber angebracht sei, und fand sogar einen eigenthümlichen Genuß darin, zum ersten Mal nach langer Zeit einem andern Wesen als seiner alten Mutter seinen Groll und seine Wünsche anzuvertrauen. Mit beredten Worten sprachen die beiden Männer von dem Tage, an dem das Volk Gericht halten werde über den meineidigen Usurpator und sein Heer von Schmarozern und Intriganten.

Der Student malte mit glühenden Farben das Reich der Glückseligkeit, der Freiheit und des Friedens, das dann anbrechen werde.

Der Edelmann schwieg schon lange und schaute

vor sich nieder. Die Kluft von den alten zu den neuen Zuständen, die der Student jubelnd übersprang, lag finster klaffend vor dem bedächtigen Geiste des Barons; er kannte die Welt und die sich widerstreitenden Interessen und Leidenschaften besser, und wenn er auch nicht herzlos genug war, den Zuständen der Welt, in der er lebte, den Rücken zuzuwenden und weder Hand noch Wort zu ihrer Besserung zu erheben, so hatte ihn die Geschichte Frankreichs und das Studium seiner gegenwärtigen Elemente doch belehrt, daß die Zeit, welche auf politische Umwälzungen gewöhnlich folgt, eine wüste und traurige ist, und leise murmelte er die finstern Worte vor sich hin: „Nach uns die Sündflut!“

„Nach uns die Sündflut!“ wiederholte er und ließ seinen Blick über die bunte Menge gleiten, welche die elysäischen Felder bedeckte.

Eben fuhr der Kaiser heim. Eugenie, strahlend von Huld und Diamanten, grüßte rechts und links, der zum Herrscher Frankreichs bestimmte Knabe schaute apathisch und fast geängstigt auf die Menge. Eine Escadron arabischer Reiter in weißen fliegenden Bur-nussen folgte dem Wagen, die Centgarden in ihren glänzenden Uniformen sprengten voraus zwischen dem Industriepalast und dem Circus der Kaiserin, zwischen Cafés chantants und russischen Schaukeln, zwischen ver-

goldetem Pöbel und Loretten. Tausendstimmig ertönte: „Es lebe der Kaiser!“ Aber unter den entblößten Häu-
 tern der Menge sah man viele Hüte, welche sich nicht
 senken wollten, und zwischen die Hochrufe mischten sich
 einzelne scharfe Töne, wie gellendes Pfeifen.

Der Student schob die Mütze ins Genick und hob
 den Kopf wie ein Jagdhund, der einen Laut vernommen.
 Ein Schimmer der Freude flog über das ernste schöne
 Gesicht Louison's. Der Baron schaute mit einem bit-
 tern Lächeln auf die kaiserliche Equipage und die
 jubelnde Menge. Nach uns die Sündflut!

Da tönte neben ihnen das Geschelle einer Post.
 Nini Berton wandte schnell den Kopf. Munter trabten
 die vier englischen Braunen Stanowsky's neben ihrem
 Wagen, die Fuchsschwänze, womit ihr Kopfgeschirr ver-
 ziert war, tanzten.

Stanowsky war allein.

Er fuhr hart neben den Wagen und rief:

„Baron!“

Mißmuthig wandte sich Mondélion nach seinem
 Bekannten um. Dieser beugte sich mit seinem freund-
 lichsten Lächeln herüber und sagte halblaut:

„Ich hätte vielleicht besser gethan, Ihnen statt
 meines Wagens meine Wohnung anzubieten. Sie wollen
 ohne Zweifel diese Herren und Damen bewirthen; Ihr

Zustand erlaubt Ihnen wohl nicht, ein Restaurant zu wählen, und in Ihrer Wohnung —“

„Ich pflege meine Freunde stets in meiner eigenen Wohnung zu bewirthen, Stanowsky“, gab Mondélion trocken zur Antwort.

„Und dürfte Ihre gnädigste Frau Mutter nicht Anstand nehmen —“ fuhr der gefällige Freund flüsternd fort.

„Meine Freunde zu empfangen? Wie kommen Sie dazu, meine gute Mutter der Ungastlichkeit zu beschuldigen?“ fragte Mondélion scharf und schaute dem gefälligen Herrn halb spöttisch, halb unwillig ins Gesicht.

„Si bewahre! Das fällt mir nicht ein! Ich dachte indeß, da auch Damen in der Gesellschaft sind —“

„So glauben Sie dieselben in Ihrer Junggesellenwohnung im Grand Hôtel du Louvre unter Kellnern und Maitressen anständiger aufgehoben als bei meiner alten Mutter?“

Die Postillone Stanowsky's hatten Mühe, ihre Pferde soweit anzuhalten, daß sie in gleichem Schritt blieben mit dem Miethwagen der Compagnie impériale.

Eine leichte Röthe zeigte sich auf den abgeblaßten Wangen des Lebemanns.

„Ich glaubte eben“, sagte er, „da die Damen nicht der Gesellschaft angehören.“

Er vollendete seinen Satz nicht. Der Seitenblick,

den er zur Erläuterung seiner Worte auf Nini Berlon und Louison geworfen, war von ersterer kokett erwidert worden, hatte jedoch auf Louison's Wangen ein tiefes Erröthen hervorgebracht.

Mit einem nicht mißzuverstehenden Blick antwortete der Baron:

„Sie werden meiner Mutter und mir gestatten, unsere Gesellschaft selbst zu wählen.“

Stanowsky biß sich auf die schmalen, blutleeren Lippen.

„Ich sehe, Sie haben heute Ihren unangenehmen Tag!“ sagte er. „Und an solchen Tagen wäre es vergeblich, Ihnen beweisen zu wollen, wie sehr man Sie hochschätzt, Baron! Um Ihnen aber darzuthun, wie sehr ich die Wahl Ihrer Gesellschaft billige, bitte ich Sie, mir zu erlauben, daß ich Ihre Freunde einlade, morgen mit mir zu diniren; für die Abwesenheit der Kellner und Maitressen werde ich Sorge tragen. Darf ich?“

Baron Mondélon machte eine Kopfbewegung, ungefähr als wenn er sich einer lästigen Fliege zu erwehren hätte, dann sagte er achselzuckend:

„Ich habe hier weder eine Erlaubniß zu geben, noch zu verweigern. Wenden Sie sich an meine Freunde selbst.“

Jean Jaccard hatte es bis jetzt sorgfältig ver-

mieden, auch nur ein Wort von dem leise geführten Gespräch aufzufangen. Stanowsky jedoch gefiel ihm nicht und er war sehr überrascht, nun in der verbindlichsten Art von ihm angesprochen zu werden.

„Die Freunde meiner Freunde sind meine Freunde!“ begann Stanowsky seine Rede mit einer bekannten französischen Phrase einzuleiten. „Sie haben sich um René sehr verdient gemacht; der Wunsch ist daher natürlich, daß auch ich an der angenehmen Bekanntschaft, die der Baron gemacht, Theil nehmen möchte. Würden Sie mir's daher gestatten, Sie für morgen zu einem kleinen Diner unter uns einzuladen?“

Die Augen Nini's leuchteten und richteten sich fast flehend auf den Geliebten, Louison machte ein überraschtes, mehr als abweisendes Gesicht. Jean Jaccard's Blicke irrten unschlüssig und verlegen von der Schwester zur Geliebten.

Die flehenden Augen Nini's siegten wie immer.

„Ich bin in der That überrascht, aber ich nehme an.“

„Nein“, sagte Louison bestimmt, „ich komme nicht!“

„Und warum, mein Fräulein?“ fragte Stanowsky.

„Es wird Ihnen als Mann von Welt genug sein, wenn ich für Ihre Einladung danke!“ sagte Louison

mit einer Würde, daß der Weltmann sie betroffen anschaute.

Baron Mondéliion betrachtete bewundernd das schöne stolze Mädchen in den ärmlichen Kleidern.

Jean Jaccard war wieder unschlüssig und Mini Berton schaute finster zu Boden.

Der Baron überfah mit einem Blick die Situation. Er beugte sich zu Louison.

„Ihr Bruder und Ihre Freundin wollen, scheint es, auf die Einladung Ihtretwegen verzichten. Es thäte mir leid, wenn durch die Freundlichkeit, die Sie mir bewiesen, ein Mißton in Ihren kleinen Kreis kommen sollte. Werden Sie auch nicht gehen, wenn ich Ihnen Begleitung und Schutz anbiete?“

Die Stimme des Barons war tief und mild. Louison fühlte sich eigenthümlich bewegt bei dem Klang dieser angenehmen, eindringlichen Stimme und schlug die Augen zu Boden.

„Ich gehe!“

„Nun, dann ist ja Alles gut!“ scherzte Stanowsky, offenbar froh, nicht vollständig Fiiasco gemacht zu haben. „Also auf Wiedersehen morgen Abend im Hôtel du Louvre!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte Mondéliion, mit dem Kopfe nickend. Jean Jaccard zog den Hut. Mini

Berton grüßte fortwährend mit dem Kopf und lächelte.
Louison machte eine stolze Verbeugung.

Mondélion sah der Post, welche sich rasch über
den Place de la Concorde gegen die Rivolistraße
entfernte, mit spöttischem Ernste nach.

Nach uns die Sündflut!

Drittes Kapitel.

Bingris.

Die französische Aristokratie hat es vor jeder andern verstanden, sich mitten in einer großen Stadt abzuschließen vom Gewühl des Volks und Alltagslebens. Auch das Hotel der Mondélions war durch eine hohe Mauer geschützt vor jedem neugierigen Blick; nur ein hohes, schön gearbeitetes Thor vermittelte den Verkehr mit der Außenwelt, indem es dann und wann seine gewaltigen Flügel öffnete, um ein von zwei kräftigen limousiner Schecken im schärfsten Trab gezogenes Coupé hinaus oder herein zu lassen. Aber auch dann wäre es Jedermann, selbst dem neugierigen Weinhändler Beaupas von der Ecke der Chaussée d'Antin nicht möglich gewesen, mehr als einen flüchtigen Blick zu werfen auf einen reinlichen, mit weißem Sande bestreuten Hof,

ein zweistöckiges Haus mit blitzenden Spiegelfenstern und gedeckter Auffahrt, neben dem rechts und links die grünen Bäume eines Gartens freundlich über die Bronzegitter lugten.

Von der Mauer bis zu dem Gitter erstreckten sich zwei längliche niedere Gebäude, welche wohl Stall und Remise waren, denn es trieb sich davor ein sehr langer Groom in gestreifter Leinwandjacke herum, welcher sehnsüchtig durch die entstandene Oeffnung auf die Straße schaute. Mehr hätte selbst der neugierige Vater Beaupas nicht sehen können, denn hinter dem abgehenden oder ankommenden Wagen schlossen sich die gewaltigen Thorflügel sogleich wieder, und wäre er noch länger stehen geblieben, so hätte sich vielleicht das „Basistas“, wie die Franzosen das kleine Fensterchen neben dem Portal nennen, geöffnet, und das derbe Gesicht des Schweizerportiers wäre erschienen mit sammt einem Stück des grünen goldbordirten Kragens und hätte ihn in nicht eben freundlicher Form eingeladen, sich seines Weges zu scheren. Herr Beaupas hätte dem mürrischen Thürhüter dann ohne Zweifel versichert, daß auch er für das Haus Orléans lebe und sterbe, und sich auf seine Freundschaft mit dem Reitknecht des Herrn Barons berufen und den Herrn Baron selber für den besten Reiter der Welt erklärt. Das hätte ihm aber um

so weniger geholfen, als der Schweizer sehr wenig Französisch und noch weniger von französischer Politik verstand. Die schweizerischen Thürhüter sind ebenso sehr Modesache in Paris, wie es später die schwarzen Ammen waren. Die Thürhüter sollten verstehen und verstanden werden und die Kinder sollten civilisirte Triebe und Neigungen bekommen, aber Schweizer und Negerinnen waren einmal Mode.

Schweizer Bingris — so war in einem Moment guter Laune der für französische Zungen allzu schwierige Namen Winkelried Stierlistecher vom Baron abgekürzt und ungeändert worden — Bingris betrachtete sich durch sein „Basistas“ sehr lange den vor dem Thor haltenden Miethwagen und die darin sitzende Gesellschaft; mit offenem Munde starrte er auf den Baron, der trotz der ziemlich starken Hitze in einen fremden Mantel gehüllt ankam und ihm barsch zurief, das Thor zu öffnen. Seit Bingris in des Barons Diensten stand, hatte noch kein Miethwagen die Grenze des Hotels überschritten und selbst der Arzt, welcher wöchentlich zweimal die Baronin besuchte, ließ sein weniger elegantes Coupé bescheiden an der nächsten Straßenecke halten.

Der Baron Mondélon war von der Natur mit einem energischen und aufbrausenden Temperament be-

gab. Er hatte jedoch frühzeitig gelernt, sich zu beherrschen, und die meisten Dinge und Ereignisse, denen er in seinem jetzigen Leben begegnete, erschienen ihm nicht wichtig genug, seine Entrüstung oder Verwunderung wachzurufen.

Blos wenn sein Zartgefühl und sein Edelmut in Mitleidenschaft kamen, wenn er zum Beispiel Personen beleidigen sah, an denen er, wenn auch nur flüchtig, Interesse genommen hatte, da loderte sein zurückgedrängtes und halbverfühltes Temperament zur vollen Kraft empor.

Mühsam hatte der Baron sich Stanowsky gegenüber zurückgehalten, als dieser sich mit klebriger Zudringlichkeit eine Taktlosigkeit nach der andern gegen seine Freunde hatte zu Schulden kommen lassen; die Ursache der für solche Fälle beispiellosen Geduld des Barons war nur darin zu suchen, daß er Stanowsky am Tage vorher eine bedeutende Geldsumme geliehen hatte. Ein Verhältniß, welches jede minder edle Natur rücksichtslos gemacht hätte, verschloß dem Baron den Mund. Es war daher nur menschlich, daß sein Zorn um so gewaltiger losbrach, als er zwei Minuten vor dem Thor seines eigenen Hotels warten mußte, bis Herr Winkelried Stierlistecher seine Musterung der sonderbaren Gesellschaft, in der er seinen Herrn sah, beendet hatte.

Bereits hatten sich auch nach Pariser Gewohnheit einige Bummler und Neugierige um den Wagen versammelt, welche sich ziemlich ungenirt ihr Erstaunen mittheilten, was die kleine Gesellschaft vor dem noblen Hotel zu schaffen habe.

„Sie haben sich getäuscht, mein Freund!“ rief eine modisch gekleidete, aber vom Leben hart mitgenommene Gestalt dem Kutscher zu. „Diese Damen wohnen in der Rue des Martyrs Nummer sechzig — nicht wahr, meine kleinen Damen?“

Die Rue des Martyrs ist wie das ganze Viertel Breda bekannt durch die große Anzahl leichtfertiger Frauen, welche dort wohnen. Auch die angeführte Nummer sechzig mochte ihre besondere Bedeutung haben.

„Man hat sich über Sie lustig gemacht, meine Herren und Damen!“ rief ein Anderer, der sich ebenfalls gern auf Kosten seiner Mitbürger unterhielt und Jean Jaccard an seinem Anzug als Studenten erkannt hatte. „Der Prado liegt hinter dem Luxembourg und ist erst von elf Uhr an geöffnet.“ Der Prado oder auch Closerie des Lilas war der berühmte Tanzplatz der Studenten und ihrer „Frauen.“

„Die Dame des Hauses läßt lange auf sich warten, bis sie die Herrschaften empfängt“, bemerkte ein

junger Mensch mit ganz absonderlichem Haarwuchs, ohne Zweifel ein Garçon Coiffeur.

Sowohl Jean Jaccard als der Baron wußten, daß es nicht gerathen war, auf diese Glossen Antwort zu geben.

Louison saß unbeweglich und ein verächtliches Berziehen ihres Mundes schien zu sagen, daß dieser Vorfall nur wieder zeige, wie sehr sie Recht habe, wenn sie diese ganze Canaille so recht gründlich verachte.

Nini Berton schien weniger Gefühl für das Demüthigende ihrer Lage zu besitzen. Sie kam vom Wettrennen, saß in einem Wagen an der Seite eines Barons und sollte heute und morgen in sehr eleganter Gesellschaft speisen — das war vollständig genug, um ihr einen Grad momentanen Selbstgefühls beizubringen, der ihr die Aufmerksamkeit des Publikums fast wie eine ihrer Noblesse dargebrachte Huldigung erscheinen ließ.

Sie drehte ihr Näschen köttelt von einer Seite zur andern und war im Begriff, mit ausgesuchter Vornehmheit den Umstehenden zuzulächeln, hätte sie nicht ein Blick voll tiefsten Unwillens, der aus Jean Jaccard's schwarzen Augen brennend auf sie fiel, belehrt, daß Andere ihre Lage weniger befriedigend fanden.

Der Baron war indessen in großer Erregung,

welche durch den Schmerz seiner Verletzung noch gesteigert wurde, an das Fensterchen des Portiers getreten und hatte es, als ihn dieser noch immer, als sehe er ein Gespenst, anglozte, mit einem Schlage der gesunden Faust zertrümmert.

„Das Thor auf, Tölpel!“ schrie er dem erschreckten Winkelried ins Gesicht.

„Gnädiger Herr“, stotterte dieser, „ich wußte nicht, daß auch Miethwagen —“

Der Baron stampfte mit dem Fuße und machte durch das zerstörte Fenster einen Griff nach dem goldbordirten Kragen seines Dieners.

„Das Thor auf!“ knirschte Mondélion mit vor Wuth erstickter Stimme. „Und von heute an bist Du entlassen.“

Das Gesicht des Portiers verschwand aus der Loge, die beiden Thorflügel öffneten sich und zum großen Erstaunen des Publikums fuhr die Droschke in den herrschaftlichen Hof.

Trotz der Ungnade seines Herrn, trotz der angedrohten Entlassung war es für den Pförtner Bingris eine Beruhigung, als er sah, wie Jean Jaccard den Wagen bezahlte; schleunigst öffnete er wieder das ihm anvertraute Thor und für den cordialen Abschiedsgruß des Miethkutschers hatte sein breites, blatternarbiges Gesicht nur den Ausdruck der eifigsten Verachtung. Als die

Ankömmlinge dann die breite Marmortreppe hinaufgestiegen waren, vertilgte Vingris im Verein mit dem Groom die Spuren, welche das plebejische Gespann in dem weichen Sande des herrschaftlichen Hofes zurückgelassen. Dann zog er mit manchem Seufzer seine schöne grüne, reich mit Gold besetzte Livree aus, stellte den hohen Stab mit dem großen Metallknopf und den reichen Schnüren, das Zeichen seiner Würde, in die Ecke, hängte den mächtigen Schiffhut darüber und stand nun in seinem halbbäurischen Anzug aus kaffeebraunem Tuche, den er aus der Heimat mitgebracht, da, harrend, bis er von seinem Herrn seinen Lohn und die Bestätigung seines Abschieds erhalte. Das breite, blatternarbige Gesicht Winkelried's zuckte ganz seltsam, als er die Photographien seiner Verwandtschaft, die er rings an den Wänden der Portierloge aufgehängt gehabt und die ihn in den vielen einsamen Stunden seines Lebens so oft in die Heimat zurückversetzt, ein Bild nach dem andern, von den Nägeln nahm und säuberlich zwischen die Hobelspäne verpackte, welche sie schon auf der großen Reise nach Paris beschützt hatten. Vorzüglich seinen Vater, den Martin Stierlstecher, Oberkenn auf der Braunaln des Klosters Einsiedeln, betrachtete er lange und gerührt. Es war ein stattlicher Hirt mit rundem Lederkappchen und rother

Weste, hatte dieselben zwinkernden Augen, die gleichen impertinent hervorstehenden schmalen Lippen, dasselbe kleine zurücktretende Kinn und dieselbe ungeheure Nase wie Winkelried. Als Winkelried Abschied nahm, um als „Schweizer“ in die Dienste eines südfranzösischen Klosters zu treten, hatte ihm sein Vater diese Photographie überreicht, die ein durchreisender Künstler mit einem ganz verzweifelten Apparate und mit Aufwendung seiner ganzen Retouchirkunst angefertigt. Besonders die grellrothe Jacke war von überraschender Ähnlichkeit, und in Ermangelung von Goldfarbe prangte der aus Messing geschlagene Stier auf dem breiten Ledergurt des Oberfennen im schönsten Citronengelb. Selbst die schwere Buchsbaumpfeife war nicht vergessen, aus welcher der emporstrebende Winkelried so oft heimlich geraucht, auch der runde Löffel an silberner Kette nicht, die jeder rechte Senn als Ohrgehänge trägt, und als Hintergrund hatte der Künstler einen grasgrünen Berg hingemalt, wie Winkelried in seinem Leben noch keinen gesehen. Diese grüne Pyramide, an welcher die heimatlichen Kühe im schönsten Maikäferbraun herumkrochen, bewegte noch tiefer als Vaters Pfeife, Milchlöffel und messingener Stier alle sanftern Gefühle in Winkelried Stierlistecher's Brust und Thräne um Thräne rann über sein breites Gesicht, rauh und uneben wie der Boden seiner Heimat.

All die denkwürdigen Begebenheiten durch die er sich vom Kuhstall des schweizerischen Klosters bis zum Pfortner des erzbischöflichen Palais in Paris aufgeschwungen, zogen an seiner thränenfeuchten Erinnerung vorüber, nochmals dachte er über die große Frage nach, ob er im Rechte gewesen sei, dem erzbischöflichen Secretär den Eintritt zu verweigern, als dieser mit einem Herrn in Mannskleidern des Nachts anfuhr, sothanem Herrn aber, als er aus dem Wagen stieg, ein langer rabenschwarzer Zopf auf die Schulter herabfiel. Er hatte damals den Zopf ganz genau gesehen, so genau wie nur je den silbernen Melklöffel und den messingenen Stier, und seine Vorschriften geboten ihm auf das strengste, unter keinen Umständen ein weibliches Wesen zur Nachtzeit über die Schwelle des Palastes zu lassen, gleichviel in welcher Kleidung oder in wessen Auftrag es komme. Der hochwürdige Secretär jedoch hatte am andern Tag den Pfortner einen Trunkenbold genannt, der seinen hochadligen Neffen für eine Dirne gehalten und sammt ihm von des Hotels Thür gewiesen, und Winkelried war entlassen worden. Um diese Zeit hatte der Baron Mondélion sein Pariser Hotel in Stand gesetzt und seine Dienerschaft completirt, und aus dem Pfortner des Erzbischofs war Vingris geworden. Wir wollen

Wingris ungestört seine Vergleiche zwischen einst und jetzt anstellen lassen und der kleinen Gesellschaft über die Marmortreppen des Hotels nach den Salons der Mondélions folgen.

Viertes Kapitel.

Familie Jaccard.

Louison war verstimmt. Das heftige Benehmen des Barons gegen seinen Untergebenen hatte ihr mißfallen. Der Baron schien überhaupt ein Anderer, seit er den Fuß über die eigene Schwelle gesetzt. Er lag, soweit es sein wunder Arm erlaubte, mit vollendetem Anstand den Pflichten des Wirths ob, er nahm den beiden Mädchen Tuch und Sonnenschirm ab, führte Louison am Arm zu einem Fauteuil und that Alles, was sie hätte vergessen lassen können, daß sie nicht als die Trägerin eines hochadeligen Namens in seidener Schleppe durch diese Räume rauschte. Aber eben das war es, was dem strengen Sinn Louison's nicht behagte, so glücklich es die eitle Nini Berton machte.

Als Baron Mondélon im Wagen jene Bemerkung

in Betreff ihres Anzugs gemacht, war es ihr plötzlich gewesen, als stehe in voller strahlender Glorie ein ganzer Mann vor ihr da, achtungswerther selbst als ihr Bruder, auf dessen vortrefflichsten Eigenschaften die fast willenlose Abhängigkeit von Nini Berton wie ein düsterer Schatten lag. Als Mondélon aus Rücksicht für Nini's Wünsche und Jean's Gefühle sich erbot, mit ihr die Einladung eines Mannes anzunehmen, der ihm sichtlich lästig war, hatte sie seine Gutmüthigkeit bewundert, seinen Zorn gegen den Portier hatte sie verstanden, aber nicht mehr sein tyrannisches Auftreten gegen den saumseligen Diener, und als er sie jetzt mit umständlichster Galanterie in seinen glänzenden Räumen empfing, kam es ihr vor, als treibe er sein frivoles Fastnachtspiel mit ihnen, als wolle er der Armuth zeigen, daß er, der hochgeborene Sohn eines vielangegriffenen Standes, denn doch in Allem und Jedem besser sei als jene, die seine Privilegien antasteten, daß seine erhabene Götterlaune ihn sogar bewege, die in Staub und Noth des Werktagslebens Dahinkriechenden für einen Augenblick an seine Seite zu setzen, damit ihnen die Dunkelheit ihres Daseins um so düsterer erscheine, wenn sie dahin zurücksänken.

Louison Jaccard hatte ein Recht, bitter zu sein. Ihr Vater André Jaccard war ein vielbeschäftigter

Arzt im Quartier latin gewesen. Gemüthsmensch, wie er war, hatte er es nicht über sich vermocht, die Umgebung zu verlassen, wo er als Student so glücklich gewesen, er fand auch eine überreiche Praxis und sein Ruf stieg von Jahr zu Jahr. Aber um selber reich zu werden, muß ein Arzt reiche Patienten haben. Und diese waren im Quartier latin nicht zu finden. So rannte der vielbeschäftigte Arzt fünfzehn Jahre lang von einem Kranken zum andern, ließ sich ohne Murren jede Nacht einigemal aus dem Bette holen und verdiente nicht genug, um mit seiner Frau, der Grisette, die schon als Student sein Schicksal getheilt, und den beiden Kindern, die sie ihm geboren, ohne Sorgen zu leben. André Jaccard betrieb auch die Politik mit dem Herzen. Ein eifriger Theilnehmer der Julirevolution, entging er beim Staatsstreich, der so viele Existenzen gebrochen, mit genauer Noth der Deportation, aber der Untergang seiner politischen Ideale, der Tod und die Verbannung der liebsten seiner Freunde vollendeten, was Arbeit und Sorge begonnen. André Jaccard, ein noch junger Mann, ward schwach und hinfällig wie ein Greis; er suchte die schwindenden Lebensgeister wach zu rütteln und griff, so sehr er Arzt war, zu dem verderblichen Absynth. Während der künstlichen Aufregung, in die er dadurch manchmal versetzt ward, leistete er dann und wann Bewun-

derungswürdiges in seinem Berufe, aber endlich vermochte auch ein fast beständiger Rausch nicht die Stumpfheit zu heben, die sich immer bleierner auf sein Gehirn legte; er trank und trank und starb im Säuferwahnsinn, eins mehr zu den Opfern, welche politische Leidenschaft unmündigen Völkern abfordert.

Frau Jaccard war, als der Doctor starb, noch eine junge Frau, sogar sehr hübsch, wie die Leute sagten; sie weinte sehr, als ihr Mann starb, und war ihm auch eine getreue Gattin gewesen, solange er lebte. Aber Niemand ist stark über das Maß der eigenen Kraft. Frau Jaccard mit ihren Kindern war in Noth, die neuerwachende Lebenslust der Wittwe that das Ihrige. Die Doctorin lebte plötzlich, ohne daß man genau wußte, woher die Mittel kamen, mit einem gewissen Luxus, ihre Kinder kleidete sie wie die Kinder reicher Leute. Die Kinder glaubten an den Onkel, der sie unterstützte, ohne daß sie ihn jemals zu Gesicht bekamen, und waren glücklich. Da kam eines Tages Jean Jaccard, er war damals sechzehn Jahre alt, aus der Schule heim mit verstörtem Angesicht und die schwarzen Locken hingen ihm verwirrt auf die bleiche Stirn. Ein Mitschüler, mit dem er Streit gehabt und der zufällig zu den ärmern gehörte, hatte ihm vorgeworfen, Jean's feiner Rock sei gekauft von der Schande seiner Mutter. Jean

hatte den Frechen an der Gurgel gefaßt und hätte ihn schier erwürgt, wenn die Mitschüler die Kämpfenden nicht getrennt hätten. Aber über die Köpfe derjenigen, die ihn vor den Fäusten Jaccard's beschützten, ragten die struppigen rothen Haare Jules Bandeau's hervor, sein grobknochiges Gesicht verzerrte sich ganz abscheulich vor Wuth und Hohn.

„Zehntausend Francs jährlich bezahlt der Graf Agenour der Wittwe Jaccard für ihre Liebe. Geh nach der Faubourg St.-Germain Nummer hundertund-drei, tugendhafter Sohn, dort fährt täglich um drei Uhr ein Miethwagen vor, eine verschleierte Dame steigt aus und kommt nach einigen Stunden wieder zurück. Die Dame ist Niemand anders als Deine Mutter, Jean Jaccard!

Jean Jaccard fühlte etwas wie Schwindel — genau um diese Zeit ging seine Mutter fast täglich für einige Stunden fort — er hatte nicht die Kraft mehr, auf Jules Bandeau einzudringen, höhnisch oder mit stolzer Zurückweisung sah er die Blicke seiner Mitschüler auf sich gerichtet und taumelte fort.

Er traf seine Mutter völlig angekleidet für ihre tägliche Promenade, er studirte zum ersten Mal mit einer grausen Neugier ihr Gesicht, ob sie schön sei. Ein Stich fuhr ihm durchs Herz, die fünfunddreißigjährige

Frau hätte sich kühn für zehn Jahre jünger ausgeben können. Ihre Kleidung war von eleganter Einfachheit und hob noch die frische Weiblichkeit ihrer Züge.

Wittwe Jaccard betrachtete erstaunt das entstellte Antlitz ihres Sohnes.

„Was fehlt Dir, Jean?“ fragte sie unruhig, denn nach ihrer Weise liebte sie ihre Kinder.

Der sanfte Ton ihrer Stimme traf Jean ins Herz. Er weinte und faßte ihre Hand.

„Bleib' hier, Mutter! Geh nicht fort, nur heute nicht.“

Ein leises Erröthen überflog die Wangen der Wittwe.

„Sei nicht thöricht, Jean! Ich muß, ich habe Geschäfte mit dem Onkel.“

Jean Jaccard's Augen hefteten sich forschend auf den verlegenen Blick der Mutter.

„Es ziemt sich, daß wir auch einmal dem Onkel Dank sagen für seine großen Wohlthaten — nimm mich und Louison mit!“

Frau Jaccard wurde immer verwirrter unter dem durchdringenden Blick ihres Sohnes. Louison, die kaum zur Jungfrau heranreifende Louison, horchte mit angstvoll geöffneten Augen der seltsamen Unterredung.

„Das geht nicht, Jean“, stotterte Frau Jaccard;

„der Onkel ist ein eigenthümlicher Mann, ein Sonderling, er würde Euren Besuch, ohne daß er ihn verlangt hat, für sehr zudringlich ansehen.“

„So!“

Jean Jaccard sah seine Mutter noch einmal mit einem langen Blick an; sie rüstete sich zum Fortgehen, aber ihre Bewegungen waren unsicher und sie wagte ihrem Sohne nicht ins Gesicht zu sehen. Endlich war sie fertig.

„Adieu, Kinder!“

„Gib mir Geld, Mutter!“ sagte Jean Jaccard.

Frau Jaccard griff eifrig in die Tasche und gab Jean einen Napoleon.

Jean Jaccard schauderte beim Anblick des blizenden Goldstücks und schob es zurück.

„Ich habe mich geirrt, Mutter, ich habe nichts nöthig.“

„Du bist sonderbar, Jean!“ sagte Frau Jaccard und wollte ihren Sohn küssen.

Jean wendete sich ab. Frau Jaccard ging. Jean nahm seine Mütze und wollte ihr folgen, Louison hielt ihn zurück.

„Jean, ich flehe Dich an, sage mir, was hier vorgeht.“

Jean küßte die Schwester auf die Stirn.

„Später, Louison, jetzt laß mich gehen. Ich komme bald wieder.“

Und er ging. Mit wenigen Sätzen war er die drei Treppen unten; er sah seine Mutter um die Ecke verschwinden; sie sah sich nicht um, sie hatte so viel zu denken, daß sie nicht daran dachte, ihr Sohn könne ihr folgen. Dieser lief mit rasender Eile ihr nach. Er sah sie einen geschlossenen Miethwagen besteigen. Jean hatte kein Geld, einen andern zu nehmen. Er rannte dem rasch fahrenden Wagen nach und schwang sich hinten auf. Ein Vorübergehender machte den Kutscher auf den unberechtigten Passagier aufmerksam. Ein paar derbe Peitschenhiebe zischten über das Dach des Wagens und trafen Jean Jaccard's Gesicht. Er zuckte zusammen, aber er blieb. Der Kutscher glaubte, daß der überzählige Passagier sich entfernt. Der Wagen rollte nach der Faubourg St.-Germain. Bereits waren sie bei Nummer hundert. Jean sprang herunter und verbarg sich in dem tiefen Portal eines herrschaftlichen Hauses. Er sah, wie der Wagen hielt bei Nummer einhundertunddrei. Es war ein elegantes Haus, nach moderner Weise gebaut, mit zwei Einfahrten an beiden Seiten und einem marmornen Treppenaufgang in der Mitte. Vor diesem hielt der Wagen. Frau Jaccard, als sie ausstieg, war tief verschleiert. Sie reichte dem Kutscher Geld — es mußte

viel fein, denn er zog den Hut. Die Thür öffnete sich, noch ehe sie geschellt, und sie verschwand. Jean Jac-card näherte sich der Thür. Hinter dem Wasistas glänzte ein rothes Portierangesicht, das ihm Vertrauen einflößte.

Er klopfte.

Das Fensterchen öffnete sich.

„Möchten Sie mir nicht sagen, wem das prächtige Haus gehört, mein Herr?“

Der Portier warf sich in die Brust. „Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Camille von Agenour“

Jean hielt sich an der Brüstung des Fensterchens.

„Danke! Und kommt die schöne Dame, welche eben vorfuhr, alle Tage?“

Es konnte nur der sechzehnjährigen Einfalt Jean's einfallen, an den Portier eines hochadligen Hauses eine ähnliche Frage zu stellen.

Der Portier bediente ihn auch gehörig.

„Willst Du machen, daß Du fortkommst, frecher Schlingel!“ rief der Thürhüter und griff nach einer langen Peitsche, die neben dem Fenster hing.

Jean zog sich wieder unter den Thorweg des benachbarten Hauses zurück.

Er wartete lange hier — drei Stunden.

Endlich öffnete sich wieder die Thür des Hotels,

und einen raschen Blick die Straße auf- und abwärts werfend, eilte Frau Jaccard die Treppen herab. Sie wendete sich mit raschen Schritten nach dem nächsten Droschkenhalteplatz. In dem Augenblick, da sie an ihrem Sohn vorüber kam, trat dieser vor sie hin und riß ihr den dichten Schleier vom Gesicht.

Frau Jaccard schaute in das gräßlich entstellte Antlitz ihres Sohnes, sie hatte nicht den Muth, stehen zu bleiben, sondern eilte rasch davon.

Jean Jaccard ging langsam nach Hause. Er fand nur Louison in großer Aufregung, seine Mutter war noch nicht zurückgekommen. Ein Schauer überrieselte Jean Jaccard und sein Zorn wich der Besorgniß — er hatte seine Mutter ja doch unendlich lieb. Er war mit dem Entschlusse heimgekommen, sich vor ihren Augen die Kleider der Schande vom Leibe zu reißen und, mit dem Nothdürftigsten bekleidet, hinauszuziehen auf die Straße und für sie zu arbeiten. Wie lange Jean auch wartete, seine Mutter kam nicht. Louison drang in den Bruder, zu reden. Er antwortete nur: „Später!“

Es wurde Nacht. Frau Jaccard kam nicht zurück. Jean war in entsetzlicher Angst. Mit dem ersten Morgen grauen machte er sich auf, die Mutter zu suchen. Der rothe Jules Bandeau, der Graf Agenouy war vergessen.

Seine Schwester begleitete ihn. Ohne Rast irrten sie von Straße zu Straße. Paris in der Morgendämmerung mit seinen geschlossenen Läden und schlüpfrigen Straßen macht einen trostlosen Eindruck. Hier und da an einem Thorweg hält ein Wagen; der Kutscher läßt den Kopf schlafrunken auf die Brust sinken. Eine Schaar von Nachtschwärmern, elegantes Gesindel, in deren schmutzigen Stiefeln sich das erste Licht des Tages nicht mehr spiegelt, und einige Dirnen umringen die beiden Kinder und suchen mit ihnen ihre Späße zu treiben.

Jean Zaccard ballt die jungen Fäuste und unter Gelächter läßt man sie ziehen.

Ein Chiffonnier durchstört emsig die Gassen mit seinem Haken. Eben schlug eine nahe Glocke vier; er lauscht mürrisch und redet mit sich selber und schlägt dann seinen Haken wüthend in einen Haufen Rehricht. Er war um zwei Stunden zu früh aufgestanden, und wenn er jetzt zurückkehrte zu der Schlafstelle, wo ihrer Hunderte für einen Sou nächtllich beisammen lagen, fand er seine Stelle jedenfalls schon besetzt.

Die Geschwister waren bei den Hallen angekommen. Hier war bereits reges Leben. Die Gemüsehändler, welche ihre Waaren mit der unterirdischen Bahn allnächtlich in die Stadt führten, legten dieselben zum

Verkaufe zurecht, einzelne Käufer hatten sich bereits eingefunden, und halb berauschte Trunkenbolde suchten das Brennen der entzündeten Kehlen mit dem frischen Obst zu kühlen.

Einzelne Blumenverkäuferinnen kehrten mit abge-
spannten Gesichtern von den öffentlichen Bällen heim.

Da blieb Jean stehen; es fiel ihm ein, daß sie ihre Mutter jetzt wohl schwerlich auf der Straße fänden — ein Gesicht wurde blutroth. „Komm!“ sagte er zu seiner Schwester und zog diese fort nach der Rue du Faubourg St.-Germain. Der behäbige Portier des Hotels Agenour war sehr entrüstet, als er so früh ein leises, aber andauerndes Klopfen an seinem Fensterchen vernahm. Er ließ die frühen Zudringlichen noch eine Weile klopfen und wälzte sich dann zum Fenster. Wie groß war sein Erstaunen, als er den „Schlingel“ von gestern erkannte! Er machte eine Bewegung nach der Peitsche an der Wand. Aber das flehende Gesicht der Kinder gebot dem Thürhüter Einhalt und er öffnete das Fenster. Auch waren die Geschwister gut gekleidet und schienen anständiger Leute Kinder.

„Sie erinnern sich, daß gestern eine Frau hier gewesen ist“, begann Jean, „eine junge hübsche Frau“, fügte er erröthend hinzu, „Frau Jaccard. Sie kommt alle Tage — Sie erinnern sich gewiß, mein Herr!“

„Gewiß, mein Herr!“ wiederholte Louison.

Der Pförtner war durch den flehenden Gesichtsausdruck der Kinder fast weich geworden. Aber er zuckte die Achseln.

„Sie sollten wissen, junger Mann, daß ein Portier kein Gedächtniß hat für weibliche Besuche, die sein Herr empfängt. Ihr sagt mir, daß eine hübsche, junge Frau hier gewesen ist — möglich —“

„Sie war hier — ist sie wiedergekommen?“

„Möglich, ich weiß davon nichts.“

Jean Jaccard erhob flehend die gefalteten Hände. Louison folgte seinem Beispiel.

„Die Frau, die wir suchen, ist unsere Mutter! Wir fürchten, es ist ihr ein Unglück zugestoßen, sie kam zum ersten Mal heute Nacht nicht nach Hause.“

Der Portier prallte zurück.

„Eure Mutter? Die Dame, die immer — hm, hm! Ich habe Niemand des Nachts eingelassen und Excellenz hat ihre eigenen Schlüssel. Eure Mutter — hm! Arme Kinder! Ich will den Herrn Grafen fragen.“

„Ach thun Sie das!“

Der Portier warf noch einen Blick tiefen Bedauerns auf die Kinder und ging. Er kam bald wie-

der. Sein Gesicht sagte, daß er vom Grafen hart angelassen worden war. Er zuckte die Achseln.

„Der Herr Graf kennt weder Eure Mutter, noch eine Frau Jaccard, noch empfängt er überhaupt Frauen. Ich kenne sie daher auch nicht, ich weiß nicht, ob Eure Mutter hier war, aber wenn Ihr einem alten Mann, der selber Kinder hat, Glauben schenken wollt, sie befindet sich nicht hier und war auch heute Nacht nicht da.“

Schweigend entfernten sich die Geschwister.

„Arme Kinder!“ murmelte der alte Mann.

Die Kinder gingen weiter — stundenlang. Wo eine weibliche Gestalt aus einer Thür in den bereitstehenden Wagen schlüpfte, glaubte Jean, es müsse seine Mutter sein, und stürzte darauf zu. Vergeblich. Nur fremde Larven mit in Unordnung gerathener Schminke und schlecht gekämmten Haaren schauten ihm entgegen.

Es war schon acht Uhr Morgens, als die Kinder über die Place de la Concorde gingen. Obwohl das elegante Paris erst um neun Uhr aufsteht, waren doch schon viel Leute auf den Straßen. Ein Haufen Menschen drängte sich am Quai. Wenn in Paris an irgend einem Orte etwas Ungewöhnliches geschieht, scheinen die Neugierigen aus dem Straßenpflaster zu wachsen. Ein paar Boote bemühten sich, einen Leichnam heraufzuschaffen, der an einem Pfeiler der Seine-

brücke hängen geblieben war. Das Wasser staute sich an dem Pfeiler und überflutete manchmal die dunkle Gestalt, daß sie ganz unsichtbar war. Dann wieder sah man einen weiblichen Oberkörper in dunkler Kleidung und lange schwarze Haare, welche das ganze Gesicht bedeckten.

Die Männer in den Booten, welche es der Strömung wegen nicht wagen durften, ihre Fahrzeuge oberhalb der Pfeiler zu bringen, bemühten sich, mit langen Haken den Körper loszumachen und an sich zu ziehen. Lange wollte ihnen das nicht gelingen, endlich löste sich die schwarze Gestalt und zog die Stangen etwas nach sich unter den Brückenbogen. Dann war es möglich, sie an eins der Boote zu bringen und hineinzuhoben. Die Leiche war anscheinend starr und schwer, denn die Leute brauchten lange, um sie ins Boot zu schaffen. Endlich lag sie ausgestreckt auf dem Boden eines der Schiffe und die Rähne bewegten sich schwerfällig gegen das Ufer.

Die Kinder hatten mit stumpfer Neugier dem Schauspiel zugehört. Die am Ufer Stehenden theilten einander ihre Vermuthungen mit, ob die Frau durch Selbstmord oder Verbrechen oder durch Unglück geendet habe. In letzter Zeit hatten sich die Verbrechen an Frauen sehr gemehrt. Einige vornehme Loretten waren

von anscheinend sehr eleganten Herrn während einer der jüngstvergangenen Nächte ins Bois de Boulogne gelockt und dort ihrer sämtlichen Schmucksachen beraubt worden. Auch in der Morgue waren die Leichname zweier Männer ausgestellt, die man aus der Seine gefischt hatte, den einen mit einer breiten Stichwunde auf der Brust, den andern mit eingeschlagenem Schädel.

„Sie sahen entsetzlich aus, diese blauen, aufgeschwollenen Körper“, sagte eine gepuzte Dame und schüttelte sich. „Mich bringt man nie mehr in meinem Leben in die Morgue.“

„Man kann auf nichts schwören, Gräfin!“ erwiderte mit heiserem Lachen eine abgegriffene Gestalt mit zerdrücktem Cylinder und Kleidern, die wohl ein Vierteljahr nicht gebürstet waren, indem er die rothberänderten Augen spöttisch auf die zweideutige weibliche Gestalt heftete. „Sie können ja einmal aus unglücklicher Liebe sich ins Wasser stürzen!“

Ein wieherndes Gelächter belohnte diesen Spaß und ein Blousenmann rief:

„Ich gehe nur nach der Morgue, wenn ich einen Appetit verspüre, der mit meiner Kasse nicht im Einklang steht. Ich sehe mir fünf Minuten die Ertrunkenen an und ich habe mein Dejeuner erspart; eine Lebensregel, die Sie in einigen Jahren auch wer-

den brauchen können, Gräfin, wenn Château des Fleurs und Mabile nur noch schöne Erinnerungen für Sie sind."

„Aufgepaßt! Platz da für die nasse Dame!“ hieß es jetzt und der Haufen drängte zurück, um den Eingang der Quaitreppe frei zu machen.

Bis jetzt hatten die Kinder dem Schauspiel zugehört, ohne daran zu denken, daß die Ertrunkene ihre Mutter sein könne.

„Sieh doch nur das braune Taffetkleid!“ sagte Jean. „Ein ähnliches hat unsere Mutter an.“

Inzwischen hatten die Träger die Leiche abgesetzt.

„Ah, das war eine Dame von Welt! Sie hat eine prächtige, mit Diamanten besetzte Uhr!“ rief der Blousenmann und drängte sich möglichst nahe an die Leiche.

Die Dame hatte ihre Uhr, also war sie nicht ermordet worden, darüber war der Haufe einig. Sie war also entweder verunglückt oder hatte sich selbst getödtet. Die allgemeine Ansicht neigte sich zu Ersterem. Solange man eine brillantenbesetzte Uhr hat, bringt man sich nicht um, argumentirte der Böbel.

Bei Nennung der diamantenbesetzten Uhr zuckte Jean Jaccard zusammen. Seine Mutter hatte auch eine solche Uhr, ein Weihnachtsgeschenk des „Dufels“.

Aber Jean sagte nichts. Er blieb regungslos stehen, bis die Leiche vorübergeführt wurde. Da stürzte Louison mit einem lauten Schrei vorwärts und auf die Todte. Sie strich ihr die langen nassen Haare aus dem Gesicht und die Bänder des braunen Hutes, die daran klebten — ein bleiches, starres Gesicht mit weit-offenen Augen wurde sichtbar. Jean blieb stehen und schluchzte, daß es seinen ganzen Körper erschütterte. Frau Jaccard lag starr und stumm vor ihrem sechzehnjährigen Richter. Sie hatte es geföhnt, daß sie ihre Kinder nicht darben sehen konnte und mit dreißig Jahren Wittwe war.

Entfernte Verwandte nahmen sich der Kinder an. Louison fertigte Stickereien, Jean, der seinen Vater schon als Knabe vielseitig unterstützt, verdiente sich Einiges, indem er Freunden und Berufsgenossen desselben bei Operationen chirurgische Handleistungen bot. So war er beim letzten Jahre seiner Studien angelangt, die ihm nur durch den rücksichtslosen Geiz des Professors Herbiot verkümmert wurden. Er und Louison bewohnten ein paar Mansardenstübchen in der Rue Jacobe. Jean, die elassischere Natur, hatte sich, so aufrichtig sein Schmerz und seine Reue waren, im Verhältniß zur Schwere des Unglücks, das sie betroffen, und zur Neigung für seine Mutter schnell erholt und arbeitete

mit Ernst und Ausdauer an seiner Ausbildung. Auf Louison's Gemüth hatte der Tod ihrer Mutter einen düstern Schatten geworfen, der ihrem ganzen Charakter etwas Finsteres, Ascetisches gab, das nur selten einem Lichtstrahl der Freude wich. Dabei war sie unendlich gut und liebte ihren Bruder abgöttisch, betrübte den leichtlebigen Studenten jedoch oft durch ihre Interesseloseigkeit an Allem, was ihm Vergnügen machte, und ihre bittern Urtheile über Vieles, zu dem Jean mit Bewunderung emporsah!

Da kam — es war jetzt ein Jahr her — eine neue Umwälzung in das Familienleben der beiden Geschwister.

Louison war noch spät an einem kalten Septembereabend über die Jenabrücke gegangen und hatte dort ein kaum bekleidetes junges Mädchen angetroffen, das durch einen Stadtsergeanten unbarmherzig von den den halbrunden steinernen Bänken hinweggejagt wurde, welche an der Seite der Brücke angebracht sind und auf denen das Mädchen, wie es schien, die Nacht hatte zubringen wollen. Mini Berton, denn diese war die Obdachlose, weinte bitterlich und vor Frost schlugen ihr die Zähne an einander. Louison sprach mit ihr und erfuhr, daß sie von ihrer Mutter plötzlich verlassen und von dem Hauswirth, nachdem er alle ihre Effecten behalten, auf die Straße gesetzt worden war.

Ihren Vater habe sie nie gekannt, ihre Mutter aber nenne man Jeanne Berton. Solange ihre Mutter gesund gewesen sei, hätten sie immer genug zu leben gehabt, seit die Mutter aber krank geworden, sei es immer mehr zurückgegangen; ihre Mutter habe ihr als einer unnützen Esserin öfter die Thür gewiesen und sei endlich am Tage, als die Miethe zu zahlen war, verschwunden.

„Und warum hast Du nichts gearbeitet, um Deiner Mutter zu helfen?“ fragte Louison.

Nini Berton sah dem jungen Mädchen erstaunt ins Gesicht.

„Ich weiß nichts zu arbeiten.“

Louison nahm das hülflose Ding mit sich nach Hause. Aus dem Entbehrlichen der beiden vorhandenen Betten wurde ein Lager auf dem Boden bereitet. Jean belobte seine Schwester für ihr gutes Herz und Nini Berton blieb von einem Tag zum andern.

Die Einkünfte der Geschwister waren knapp und es war nur billig, daß Nini Berton arbeitete. Louison unterrichtete sie in einfachen Handarbeiten, mußte sich aber bald überzeugen, daß Nini wenig Sinn für irgend eine Thätigkeit hatte. Sie hatte die Flucht der Mutter und den Abend auf der Brücke bereits vollständig vergessen, ließ sich von ihren Freunden Mah-

rung und Wohnung geben, als ob das so fein müßte, und dachte gar nicht daran, daß jene Mühe hatten, sich selber durchzubringen.

Louison gab Nini Berton zuerst schonend, dann eindringlicher einige Andeutungen über ihre Lage und ihr gegenseitiges Verhältniß. Nini hörte aufmerksam zu und fragte dann, ob denn Louison und ihr Bruder niemals eine Landpartie machten. Sie gehe für ihr Leben gern aufs Land. Sie sei einmal mit ihrer Mutter in Asnières gewesen und da habe es ihr vortrefflich gefallen. Ob sie nicht einmal nach Asnières gehen wollten?

Seufzend wendete sich Louison ab von dem urtheilslosen, eigensüchtigen Geschöpf und fragte ihren Bruder, was sie thun solle. Nini Berton war bereits über einen Monat im Hause. Louison erstaunte über die heftige Antwort, welche sie zum ersten Mal in ihrem einträchtigen Zusammenleben von ihrem Bruder erhielt. Jean Jaccard nannte Nini Berton ein lebenswürdiges, unerfahrenes Kind, für das zu arbeiten und zu entbehren ihm ein wahrer Genuß sei, in deren unbefangenen Dahinleben er einen neuen Reiz finde für sein eigenes geplagtes Dasein. Er klagte die Schwester der verwerflichsten Eigensucht an, die das hilflose Kind wieder schutzlos in die Welt hinausstoßen wolle, weil es

nicht so viel Talent für die Handhabung von Stickrahmen und Nadel besitze wie seine ernste und fleißige Schwester.

Louison wußte selbst noch nichts von dem, was man Liebe zwischen Jüngling und Mädchen heißt, aber mit dem Instinkt des Weibes ahnte sie die wahre Lage. Sie kam daher auf den Gegenstand nicht mehr zurück und behandelte Nini Berton wie bisher mit ruhiger, wohlwollender Rücksicht. Nini Berton, seit sie weniger zu ungewohnter Arbeit angehalten wurde, entwickelte dafür eine kindliche Heiterkeit und Laune, welche selbst auf Louison's ernste Lippen dann und wann ein Lächeln zauberte.

Eines Tages war Nini mit Jean Jaccard allein und plauderte mit ihm in der ihr eigenen bunten und unzusammenhängenden Weise und zerbröckelte, ohne an die Armuth ihrer Freunde zu denken, rücksichtslos ein Brödchen, um einige Sperlinge zu füttern, welche ihre Freigebigkeit auf die Dachrinne vor der Mansarde gelockt hatte.

In drolligem Uebermuth ahmte sie mit ihrem blonden Köpfehen die muntern Bewegungen ihrer kleinen Günstlinge nach und lachte wie toll dabei. Da sah sie plötzlich Jean Jaccard's Augen weit offen mit seltsamem Ausdruck auf sich gerichtet. Sein Gesicht war

bleich und seine Unterlippe bebte, als ob er weinen wollte. Nini Berton sah ihn mit offenem Munde an.

Da stürzte Jean Jaccard ihr zu Füßen mit einer Leidenschaftlichkeit, daß die Sperlinge erschreckt davonflatterten, und faßte ihre Hände und verbarg sein Gesicht in ihrem Schooß, und dann erhob er es wieder und stammelte, daß er sie ganz grenzenlos liebe und daß er nicht mehr leben wolle, wenn sie ihn nicht wieder liebe.

Nini Berton kam das seltsame Benehmen Jean Jaccard's eigentlich recht lustig vor. Sie schlug ihn auf die Hände, lächelte ihm zu und nickte mit dem blonden Köpfcgen, als ob sie noch immer mit den Sperlingen spräche.

Jean Jaccard sprang jubelnd auf und bedeckte ihr Gesicht mit unzähligen Küssen. Nini Berton sträubte sich nicht, sie lachte und küßte ihn wieder. Es hatte sie noch Niemand so lieb gehabt wie Jean Jaccard und sie fand es sehr angenehm, sich so oft küssen zu lassen. Ob sie Jean Jaccard liebe, anders denn als lustigen Gesellschafter und gütigen Freund, Nini Berton war es nicht eingefallen, diese Frage an sich zu stellen.

Als Louison nach Hause kam, sah sie ihren Bruder mit leuchtenden Augen und glücklichem Antlitz

neben Nini auf der schlechtgepolsterten Bank sitzen, welche die Stelle eines Sophas vertrat. Nini Berton lächelte der Freundin entgegen, wie sie ungefähr gelächelt haben würde, wenn sie einen der Sperlinge vor dem Fenster gefangen und bei ihrer Ankunft gezeigt hätte.

Jean Jaccard legte den Arm um Nini's Nacken und sagte: „Mein Weib!“

Louison erschrak, sie wußte nicht recht warum, dann ging sie auf Nini Berton zu und küßte sie.

Von nun an waren die Rollen gewechselt in Jean Jaccard's Mansarde. Alles drehte sich von nun an um Nini Berton und ihre Wünsche. Louison fügte sich mit bewunderungswürdigem Takt der neuen Ordnung der Dinge, nur manchmal, wenn Jean Jaccard und Nini Berton ausgegangen waren, weinte sie. Das geschah nicht aus verletzter Eitelkeit, daß sie nicht mehr die erste Stelle einnahm in dem Herzen des Bruders, sie verstand Jean recht wohl und konnte es begreifen, daß sein leidenschaftliches Gemüth nur Platz für ein Wesen hatte und daß er dies Wesen nicht liebte, sondern vergötterte. War ja früher ihre eigene jungfräuliche Seele manchmal beängstigt zurückgewichen vor den wilden Ausbrüchen leidenschaftlicher Zärtlichkeit, welche Jean an seine Schwester verschwendete, wenn irgend etwas ihn betrübt oder erfreut hatte.

Während Louison früher Jean's innigste Vertraute gewesen, existirte sie im Anfang seines Verhältnisses mit Mini Berton nicht mehr für ihren Bruder. Später stellte sich das alte Verhältniß zum Theil wieder her, aber aus Gründen, welche Louison fast noch mehr betrübten als die vorherige Zurücksetzung. Mini Berton, so hübsch sie war, so entzückend sie scherzen konnte, so magnetisch sie Alles mitriß in Momenten übermüthigen Taumels, sie hatte keinen Blick, kein Verstandniß für die Gefühle Anderer, und jener seelische Taßtsinn, mit dem zarter besaitete Naturen so harmonisch hineinklingen in das Leben Anderer, ging ihr ab. Sie war ein schönes, tolles, übermüthiges und herzloses Kind. Sie verletzte Andere, nicht weil sie verletzen wollte, sondern wie ein Kind den Käfer spießt und sich an seinem tollern Zappeln freut, weil sie nicht wußte, was Andern wohl oder wehe that. Die meisten Dinge verloren sehr bald ihren Reiz für sie — schon lange fütterte sie die Sperlinge nicht mehr. Anfangs hatte sie sich unbändig darüber gefreut, wenn Jean mit ihr abends über die Boulevards ging und in einer Cremerie ein paar Sous verzehrte. Bald war ihr das nicht mehr genug. Die glänzenden Restaurants weckten ihre Neugier, die schimmernden Luxusgegenstände in den Magazins, die Toiletten der andern Frauen zeigten

ihr, wie arm sie selber sei, und mit größter Absichtslosigkeit machte sie gegen ihren Geliebten Bemerkungen und äußerte Wünsche, die ihm ins Herz schnitten. Vergeblich suchte Jean ihr darzuthun, daß man auch ohne all den Tand, den die elegante Welt nöthig habe, recht glücklich sein könne, wenn man sich liebe, Nini Berton schaute ihm spöttisch ins Gesicht, als habe er eine große Dummheit gesagt. Wie die Liebe ein seidnes Kleid oder ein Diamantencollier ersetzen könne, war ihr höchst unklar, um so mehr, da sie noch nie darüber nachgedacht, ob sie Jean liebe oder nicht. Der Student erfüllte, soweit er konnte, ihre Wünsche, küßte sie, führte sie spazieren, und das ließ sie sich sehr gern gefallen, aber sie war ihm öfter fast böse, daß er nicht so viel ausgeben konnte wie die andern hübschen und gutgekleideten Leute, die ihnen auf ihren Spaziergängen begegneten.

Für seine Bestrebungen, Hoffnungen und Sorgen, für die Mühen und Freuden seines Berufs fand Jean bei Nini Berton keinen Antheil, ernstere Gespräche langweilten sie, und Jean's Erfolge freuten sie nur, wenn er von seiner Begleitung befreundeter Aerzte einige blinkende Napoleons mit nach Hause brachte. Nini wußte, daß es jetzt für ein paar Tage wieder an ein Genießen und Einkaufen ging, als ob vierzig

oder sechzig Franken eine unerschöpfliche Summe wären, und Mini war heiter und liebenswürdig wie nie, und Jean Jaccard war glücklich, weil er sie froh sah — und im Momente des Glücks glaubt man ja immer an dessen Dauer.

Aber waren dann die frohen Tage um, und kehrte die Noth wieder ein in der Mansarde der Rue Jacobe, so kam auch Mini Berton's üble Laune wieder und sie grübelte aufs neue über die einzige Frage nach, die sie überhaupt beschäftigte, warum Jean Jaccard nicht reich sei.

In solchen Momenten geschah es dann, daß Jean Jaccard sich seiner Schwester wieder näherte, und sie gab ihm Trost und Antwort, als ob er sie nie vernachlässigt hätte. Sie hütete sich wohl, ein Urtheil über die Geliebte ihres Bruders abzugeben, und Jean Jaccard beklagte sich über Mini Berton nicht, aber dennoch klang durch alle seine Worte die leise Ahnung, daß er trotz seiner Armuth unendlich glücklich sein könnte, wenn Mini Berton anders wäre.

Kamen dann wieder frohere Zeiten, scheuchte die heitere Sonne der Umgebung von Paris, das Gaslicht der Boulevards die einzige düstere Frage aus Mini Berton's blondem Köpfelein, so trat die Vertraute von Sorge und Unglück wieder zurück in ihr bescheidenes

Dunkel und Louison ließ sich selten bestimmen, durch ihre Theilnahme an Vergnügungen die Ausgaben ihres Bruders zu vermehren.

Blos zum Rennen nach Longchamps war sie mitgegangen, da sie am andern Tag ihrem groben Hauswirth die Miethz zu zahlen hatten und da sie hoffte, vielleicht durch ihre Begleitung den kostspieligen Saunen Mini's ein Gegengewicht zu bieten. Louison liebte es nicht, sich öffentlich zu zeigen, sie kam von solchen Vergnügungen immer noch verbitterter nach Hause, als sie vorher gewesen, und während Mini Berton vor Vergnügen fast außer sich kam, wenn man sie betrachtete, erschien Louison Jaccard jeder dreiste Blick auf ihr Gesicht wie frecher Spott.

Wir waren Zeuge, wie vergeblich Louison's leise Mahnungen gewesen waren, und jetzt befand sie sich wie durch Zauberei in einem aristokratischen Hotel, in Räumen, wie sie dieselben nie gesehen, und befand sich einem jener eleganten Männer gegenüber, die sie bisher durch ihre Sitten so sehr empört hatten wenn sie ihnen begegnete. Und dieser Mann war so ganz anders als alle andern, und dennoch sagte jede seiner Bewegungen, daß er zu ihnen gehörte bis zur kleinsten Faser seines eleganten Renncostüms. Jedes galante Wort schien ihr eine Demüthigung, seine ritterliche Zuvorkommenheit

verlegte sie, und dennoch folgte ihr Blick wie gebannt den einfachen, ungesuchten Bewegungen und blieb träumerisch an der schlanken Gestalt haften, daß sie erschreckt über sich selber jäh zusammenfuhr.

Baron Mondélien war ein Aristokrat durch und durch, das hörte man mit jedem Wort, sah man an jeder Bewegung, einer von jener Klasse, von welcher ihr Vater gesagt, daß sie Millionen Mitmenschen erbarmungslos schlachten würde, wenn ihr Blut nöthig wäre, um ihre Kinder darin zu baden und ihnen dadurch eine zartere Hautfarbe zu verschaffen.

Louison hatte unter der Sammtpfote der Galanterie die Krallen des Tigers gewahrt, sie hatte den tyrannischen Troß auflodern sehen, den diese anscheinend so ruhige und klare Brust in ihren Tiefen barg.

Da dachte sie an den armen Portier, der ihretwegen seinen Dienst verlieren sollte. Jean theilte dem Baron die Betrübniß seiner Schwester mit.

„Wenn Sie sich für ihn interessiren, bleibt er“ sagte der Baron galant.

Louison lächelte bitter. Die Wohlfahrt eines Menschen als Preis für eine flüchtige Galanterie!

Fünftes Kapitel.

Die Einsiedlerin im Faubourg St. = Honoré.

Herr von Mondélon hatte dem harrenden Diener leise seine Aufträge für den Abend gegeben und wandte sich jetzt wieder an Jean Jaccard.

„Ich bitte mich bei den Damen zu entschuldigen, wenn ich hier und da von jeder Form Umgang nehmen und Sie zum Beispiel jetzt einige Sekunden allein lassen muß, um meine Mutter von Ihrer Ankunft zu unterrichten. Ich kann das unmöglich durch einen Diener besorgen lassen.“

Louison war sehr unangenehm berührt und auch Mini Berton machte ein fast bestürztes Gesichtlein.

Jean Jaccard gab den Empfindungen seiner Angehörigen Ausdruck.

„Es ist sehr edel von Ihnen, Baron, daß Sie in-

folge der kleinen Dienste, die wir Ihnen zu leisten Gelegenheit hatten, so ganz zu vergessen scheinen, welche Kluft nach den hergebrachten Begriffen der Gesellschaft zwischen uns liegt, und Sie werden einsehen, daß es für uns peinlich wäre, bei Ihrer Frau Mutter eine Ueberraschung hervorzurufen.“

„Seien Sie unbesorgt, meine Freunde“, sagte Baron Mondélon und lächelte mit jenem Lächeln souveränen Wohlwollens, das alle Dämonen des Stolzes und des Widerspruchs in Louison's Brust wachrief. „Seien Sie unbesorgt; betrachten Sie mich als den Bürger Mondélon, dem die Familie Bonaparte neun Zehntel seines Einkommens geraubt, und meine Mutter als eine echte Pariserin alten Schlages, welche ihre Vaterstadt so sehr liebt, daß sie behauptet, der Name Pariser schon sei ein Adelsdiplom in Frankreich und der Welt. Freilich kennt sie das jetzige Paris, wie es unter dem famosen Kaiserreich geworden ist, nur vom Hörensagen, denn sie selbst hat seit etwa achtzehn Jahren den Fuß nur noch über die Schwelle ihres Hotels gesetzt, wenn sie Paris verließ; sie zürnt ihren Parisern, wie man lieben Kindern zürnt, aber sie hat noch immer Vertrauen zu ihnen und hält sie nur für mißleitet, nicht für gesunken. Meine Mutter wird sich freuen, von Ihnen zu erfahren, daß es auch unter der

jüngern Generation Leute gibt, welche sich durch das glänzende Abenteuerthum nicht blenden lassen, sondern ihrem Vaterlande treu geblieben sind."

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ der Baron das Zimmer. Eine erwartungsvolle Pause entstand. Die Kinder des Quartier latin hatten vollständig Muße, sich den mäßig großen Salon zu betrachten, in dem sie sich befanden.

Derselbe war sehr eigenthümlich ausgeschmückt. Man sah darin nur zwei Farben, grün und Gold. Eine prächtig gearbeitete grüne Tapete, mit Goldblumen durchwirkt, deckte die Wände, die Möbel waren mit grünem Seidendamast überzogen und ihre Holztheile vergoldet. Grüne Vorhänge aus gleichem Stoff fielen faltenreich aus mächtigen Kronen, welche sie zusammenhielten, und ließen das Licht nur gedämpft und wohlthuend eindringen. Selbst der Teppich, der den Boden bedeckte, war grün und mit goldenen Fäden durchzogen, worauf aber die Augen Jean Jaccard's am längsten ruhten, das war die vergoldete Statuette des Bürgerkönigs Louis Philipp. Daneben waren kleiner die Büsten der Prinzen des Hauses Orleans angebracht.

Jean Jaccard lächelte bitter.

„Ihren Fetisch müssen sie immer haben, diese Ari-

stokraten“, wandte er sich an Louison, die ebenfalls mit Aufmerksamkeit die goldenen Puppen betrachtete. „Und sei es selbst der Krämerkönig, der nicht einmal den Muth hatte, mit seiner Krone unterzugehen.“

„Sie hängen ihren selbstgeschaffenen Götzen an und erklären sie für allmächtig und lassen sich von ihnen Brief und Siegel darauf geben, daß sie mehr werth sind als andere. Sie dienen, um zu herrschen. So sagte unser Vater.“

„Unser Vater!“ wiederholte Jean Jaccard sinnend. „Er würde sich wundern, wenn er uns hier sehen könnte.“

Louison fuhr fort:

„Kinder, würde er sagen, geht schnell hinweg, und wenn Ihr draußen seid, so schüttelt Eure Kleider aus und räuspert Euch — es könnte ein Körnchen von dem goldenen Staub in Eure Kehle gerathen sein und Euch das Herz vergiften; denn der Freundschaft der Aristokraten sich erfreuen können nur Bediente, Komödianten —“

Louison stockte.

„Und Kuppler!“ vollendete Jean Jaccard; dann sah er aufmerksam in das Gesicht seiner Schwester. „Genau so hat er gesagt, als ich ihm erzählte, daß einer meiner Mitschüler, ein Vicomte, mich zu sich eingeladen

habe. Und er hatte Recht!" fügte Jean Zaccard düster hinzu. Er dachte an seine Mutter.

Nach einer Weile hob er wieder das schwarze Lockenhaupt.

„Und weshalb eigentlich sind wir hier?“

„Weil wir schönen Worten nicht widerstehen können“, sagte Louison in der Weise ihres Vaters, „weil wir schon zu viel von dem goldenen Staube verschluckt haben und weil unsere Seele krank ist. Wir rechnen es trotz alledem diesen Leuten als Verdienst an, wenn sie ihre schlimmen Eigenschaften nur einen Augenblick verbergen. Mir kommt es vor, als ob der Baron seiner hochadligen Mutter ein paar Bewohner des lateinischen Viertels vorstellen will, wie man etwa ein paar Bewohner Neuseelands herzeigt.“

Jean Zaccard nickte.

„Du magst Recht haben, Louison!“ sagte er. „Es fiel mir schon auf, daß er aus einer an und für sich so natürlichen und geringen Hülfeleistung wie die unserige so viel Aufhebens machte. Es scheint ihn überrascht zu haben, bei Leuten so niedern Standes den allergewöhnlichsten Edelmuth anzutreffen. Ich möchte es vorziehen, das Hotel noch vor der angebrohten Beaugenscheinigung durch sämtliche Familienmitglieder zu verlassen. Wenn Mondélion ein

Mann von Herz ist, wird er uns verstehen, wenn nicht, so kann uns nichts daran liegen, was er von uns denkt.“

Jean Jaccard wandte sich an Nini, welche sich jedes Stück der Einrichtung genau betrachtet hatte und eben vor dem riesigen Trumeau stand, der ihr die eigene zierliche Gestalt getreu zurückstrahlte.

„Nini, wir wollen gehen!“ sagte der Student.

Nini war außer sich vor Staunen.

„Aber wir sollen ja der Mutter des Barons vorgestellt werden und hier diniren!“ rief sie und blickte von der Seite in den prächtigen Spiegel.

„Wir werden Beides nicht thun, Nini!“ sagte Jean Jaccard mit einem Anflug von Bestimmtheit. „Eine Auszeichnung für eine ganz natürliche Dienstleistung verdienen wir nicht und als Gegenstand für bloße Neugierde zu dienen, bist hoffentlich auch Du zu stolz.“

Nini schüttelte verwundert das blonde Köpfchen.


„Ich verstehe Dich nicht, Jean; ich finde, daß der Baron ein sehr lebenswürdiger Mann ist, und ich möchte bleiben.“

„Du verstehst mich sehr oft nicht, Nini“, sagte Jean Jaccard bitter. „Wenn Du meine Bitten so gering achtest, so befehle ich Dir: komm!“

Louison's Augen leuchteten auf — zum ersten Mal hörte sie ihren Bruder gegen die Geliebte also sprechen. Ihr Herz jubelte. Er hatte alle Männlichkeit noch nicht verloren.

Die Geschwister wandten sich zur Thür, durch die sie gekommen. Nini folgte mit ihrem trotzigsten Gesichtlein.

Da öffnete sich diese Thür, und eine hochgewachsene, etwa sechzigjährige Dame trat herein. Ihr Antlitz zeigte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Baron Mondélon, nur waren ihre in zwei einfachen Rollen an beiden Schläfen aufgewickelten Haare silberweiß und der Ausdruck von Strenge, den Louison nur einmal flüchtig auf dem Gesichte Mondélon's beobachtet, bildete, so schien es, einen ständigen Zug im Gesichte seiner Mutter.



Die alte Frau ließ ihre scharfen grauen Augen einen Augenblick auf Jean Jaccard ruhen, länger auf Louison. Auch Louison's Züge, schon gewöhnlich unjugendlich ernst, hatten in der ungewohnten Lage an Härte zugenommen und sie stand der alten Frau gegenüber mit fast starrem Gesichtsausdruck und ihre dunkelleuchtenden tiefschwarzen Augen begegneten fest und stolz denen der Greisin. Zögernd wandte die Baronin den Blick ab von dem schönen jungen Mäd-

chen mit dem düstern Antlitz und schaute auf Nini. Nini Berton machte ihren schönsten Knix. Die alte Dame nickte leicht mit dem Kopf und wandte sich an Louison, für die sie sich besonders zu interessiren schien.

„Seien Sie mir willkommen! Sie haben meinem Sohne einen erheblichen Dienst geleistet, ich danke Ihnen!“

Louison erwiderte die Begrüßung der Baronin höflich.

„Ich kann Ihren Dank für mich nicht annehmen, Frau Baronin! Wenn Ihr Herr Sohn meinem Bruder Dank schuldig zu sein glaubt für einen Dienst, zu dem er als angehender Arzt und als Mensch gewissermaßen verpflichtet war, so kann ich es fast nur einem Zufall zuschreiben, daß auch wir, meine Freundin und ich, hierher gelangt sind, da wir mit der ganzen Angelegenheit so viel wie nichts zu thun hatten.“

Die harten Züge der Baronin milderten sich.

„Mein Sohn hat mir erzählt, Sie hätten bei dem Einrichten seines Arms thätigen Antheil genommen.“

Louison erröthete.

„Ich habe meinen Bruder unterstützt, weiter nichts!“ sagte sie fast abweisend.

Nochmals ließ die alte Dame ihren Blick forschend auf dem ernstesten, klugen Gesichte des jungen Mädchens

haften; sie schien durch ihre Forschung zufriedengestellt und sagte gütig:

„Mein Sohn hat Ihre Hülfeleistung auch nichts Anderem zugeschrieben als Ihrer Menschlichkeit und Ihrer Gefälligkeit gegen Ihren Bruder. Mein Sohn ist nicht eitel, aber er ist eine sehr dankbare Natur und vergißt niemals auch nur den kleinsten Dienst, den man ihm einmal geleistet hat. Für heute läßt er sich bei den jungen Damen entschuldigen, daß er nicht das Amt des Wirthes verwalten kann, wie es ihm eigentlich zukäme. Allein sein Arm beginnt ihn wieder zu schmerzen und auch etwas Fieber hat sich eingestellt. René hat mir daher seine Obliegenheiten als Wirth überlassen müssen und bittet nur Herrn Jaccard, sich für einige Minuten in sein Zimmer zu begeben und die begonnene Behandlung fortzusetzen.“

Jean Jaccard wurde etwas befangen.

„Sehr gern“, sagte er, „will ich dem Herrn Baron auch weiter zu Diensten sein, allein ich möchte Sie nochmals darauf aufmerksam machen, Madame, daß ich nur Student der Medicin, nicht promovirter Arzt bin und daher Ihrem Hausarzt nicht vorgreifen möchte. Daß ich Ihrem Herrn Sohn zu Hülfe eilte, als ich ihn stürzen sah, und das mir nothwendig Scheinende vornahm, war natürlich; weniger entschuld-

bar wäre es jedoch, wollte ich dem Herrn Baron aus jenem Zufall die Verpflichtung aufdrängen—“

Die alte Dame schien immer zufriedener zu werden bei jeder neuen Abweisung, welche sie erhielt.

„Sie drängen sich uns nicht auf, wir bitten Sie darum, Ihre Behandlung meines Sohnes fortzusetzen. Zu einer Zeit, da von dem siegreichen Abenteuerthum die heiligsten Rechte nicht mehr geschont werden, müssen Sie uns auch erlauben, weniger nach Ihrem Doctorexamen zu fragen als nach Ihrer uns bewiesenen Tüchtigkeit. Mit einem Hausarzt kommen Sie schon deshalb nicht in Conflict, weil wir bis jetzt keinem jener gravitätischen Herren den Zutritt in unser Haus gestattet haben, welche für ihre Spionsdienste in adligen Häusern mit dem rothen Bande geschmückt werden.“

Jean Jaccard lachte. Er dachte an Herbiot und empfahl sich. Vor der Thür erwartete ihn ein Diener, der ihn in des Barons Zimmer brachte.

Als Louison hörte, daß der Baron nicht wiederkommen werde, hellten sich ihre Züge sichtlich auf. Der Baronin entging das nicht und ebenso wenig, daß sich Nini Berton sichtlich langweilte und mit Mühe ein Gähnen unterdrückte.

„Nun erzählen Sie mir, wie es in Paris aus-

sieht, in meinem lieben Paris, das so schön und groß ist trotz seines Unglücks und seiner Sünden!"

Die Baronin führte bei diesen Worten Louison zu einem Fauteuil, während sie selbst auf einem Sopha Platz nahm und mit einer leichten Handbewegung Mini Berton einen Stuhl anwies.

„Erzählen Sie mir von Paris!“ wiederholte die alte Dame mit der ganzen Liebenswürdigkeit einer Französin.

„Es ist noch nicht lange, daß Sie wieder in Paris wohnen, Madame?“ fragte Louison ihrerseits.

„Ich begreife, daß Ihnen meine Bitte seltsam klingen muß“, sagte die alte Dame. „Nun ja, ich wohne allerdings seit achtzehn Jahren wieder in Paris. Ich liebe Paris — ich glaube nicht, daß es einen Ort der Welt gibt, wo alle Bedingungen menschlichen Glücks vereinigt sind wie hier; selbst mein Gatte, obwohl aus der Provinz gebürtig, fühlte den Zauber der herrlichen Stadt. Obwohl es fast eine Ueberlieferung der Mondélions ist, die Familie Orleans zu lieben und mit Theilnahme ihren Geschicken zu folgen, so verziehen wir Paris selbst die Julirevolution und blieben. Erst das Verbrechen des zweiten December vertrieb uns. Die Bonoparte rächten sich für unsere Flucht und die vieler anderer Familien, indem sie neun Zehntel

unserer Güter unter nichts sagenden Vorwänden confiscirten, um dadurch unsere Macht zu schwächen. Mein Gemahl überlebte den Staatsstreich nur wenige Jahre. Nach seinem Tode trieb mich eine unendliche Sehnsucht wieder hierher zurück. Mein Sohn war schon früh in eine der besten Militärschulen des Auslands getreten, nichts hinderte mich also, meinen Wünschen zu folgen. In tiefster Verborgenheit — aus Furcht vor der bonapartistischen Angeberei wagte ich nicht einmal unser Hotel hier zu bewohnen — lebte ich hier, bis mein Sohn aus der Fremde zurückkam. Die wenigen Jahre, die ich entfernt von meiner Vaterstadt zubrachte, dachte ich mir Paris stumm, trauernd, und wie einen schweigenden Vulkan dem Tag der Rache entgegenglühend. Ich fand Paris fröhlich, ausgelassen wie immer, knieend vor demselben Despoten, der es noch eben mit seiner Verbrecherfaust niedergeworfen, jubelnd bei den Festen, die er der gott- und würdelosen Menge gab. Da trauerte ich und wollte gehen. Aber ich hatte diese Stadt zu lieb dazu — ich konnte sie nicht verlassen. Ich fand einen Ausweg. Ich brauchte ja nicht in die Deffentlichkeit zu gehen. Die berauschende Luft dieses millionenfältigen Lebens drang ja doch zu mir herein, seine Brandung schlug melodisch an mein einsam Ohr, ohne daß ich die Orgien des

goldenen Pöbels mitzufeiern, in den schmutzigen Schaum der krystallinen Woge zu tauchen brauchte. So lebe ich nun seit achtzehn Jahren, eine Einsiedlerin in der großen Stadt, und wenn ich ausfuhr, so trug mich mein Wagen im raschesten Lauf vor die Stadt auf die nächste Bahnstation nach dem Süden, wo ich jährlich einige Zeit bei meinem Sohn zubrachte. Auch als die Zeiten ruhiger wurden und mein Sohn hierher zog und das Hotel der Mondélions restaurirt wurde, hat das wenig an meiner Lebensweise geändert. Was einst Entschluß war, ist jetzt Gewohnheit. Ich sehe außer meinem Sohn und unsern Dienern fast Niemand — das zweite Kaiserreich hat ja der Lockungen viele, mit denen es die edelsten Herzen vergiftet, jeder dritte Mensch ist ein Spion. So habe ich mich nun seit Jahren selbst zur Einsamkeit verurtheilt und daher wohl ein Recht zu fragen: Wie steht es in Paris?“

Louison hatte mit dem lebendigsten Interesse den Worten der alten Dame gelauscht. Manchmal, wenn ein Wort besonders lebendig an ihre verwandte Seele schlug, beugte sie sich mit halboffenem Munde vor und ihre Augen leuchteten. Bei den letzten Worten der Greisin war sie in tiefes Nachdenken versunken. Sie hob auch nicht den Kopf, als die Baronin ihre Frage wiederholte.

„Es ist wohl wie immer“, sagte sie dann langsam und als zöge ihr eigenes Leben mit all seinen Kümmernissen und Demüthigungen an ihrem Geist vorüber. „Der Reiche verachtet den Armen, der mühe-lose Gewinn die ehrliche Arbeit, die Menschen kümmern sich nichts um das, was sie sind, sondern nur um das, was sie scheinen, und selbst das höchste Ziel der Armuth ist es, mit Glittertram, den sie den Reichen nachgeißt, die eigene Blöße künstlich zu verbergen.“

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„So war es nicht immer. Diese Herrschaft der Täuschung ist erst mit dem Reich des zweiten December über uns gekommen. Mir wenigstens kommt es im Vergleich mit dieser Zeit vor, als hätten wir früher nur eine große Familie gebildet, einen schlichten, traulichen Haushalt, wo einer den andern genau kannte und nach Verdienst schätzte, wo jeder seine Pflicht kannte und sie bewußt vollführte, zufrieden mit dem, was ihm das Schicksal, die Gesellschaft oder das eigene Talent gab. Jetzt sehe ich ein tolles Jagen nach Gewinn, dessen man nicht froh wird, denn der Gewinn, in Fieberhast errungen, wird im Taumel der Ehrsucht und der Lust verschleudert, und doch ist wieder Würd' und Amt nichts Anderes als der Weg zum Gold, und die Freude, die sie darum erkaufen, verrathen sie um

des Goldes willen. Begreife das, wer kann! Mir kommt es manchmal vor, als bestände diese Stadt aus Legionen Wahnsinniger, die mit bacchantischen Sprüngen in ein Meer taumeln und in den letzten Zuckungen noch die goldenen Becher festhalten, aus denen sie eben die berauscheden Züge gethan. Nirgends mehr ein Halt, kein Gedanke, der die Taumelnden aufrichtet, kein leuchtender Himmelsfunke in dieser trostlosen Dede, in diesem entsetzlichen Taumeln und Siechen. Wer will da rathen? Wer kann da helfen?"

Die Matrone schien vergessen zu haben, zu wem sie sprach; mit leuchtenden Augen saß sie da, ihre Wangen glühten und die Hand hatte sie beschwörend ausgestreckt wie eine Sibylle.

Mini Berton schaute ängstlich auf das seltsame Bild und rückte unruhig auf ihrem Stuhle, Louison sah träumend vor sich nieder und ihre Lippen bewegten sich, als spreche sie lautlos: „Wer kann da helfen?"

„Die Freiheit!"

Es war Jean Jaccard, der leise eingetreten war und diese Antwort gegeben hatte.

Die Matrone schien es kaum zu bemerken, daß sie nun mit Jean Jaccard statt seiner Schwester sprach.

„Die Freiheit! Ein schönes, stolzes Wort! Seit die

erste Creatur die Fesseln der Materie sprengte, seit die Pflanze emporwuchs zum Himmel, das Thier sich löste zum ganzen Leben, zur Bewegung, und der Mensch ahnungsvoll in die dunklen Tiefen der eigenen Brust schaute, wie ein ewiger Seufzer durchzitterte Himmel und Erde das Wort Freiheit! Aber was soll uns dieses Himmelswort hier, wo die Gewalt durch die Täuschung herrscht, wo Keiner frei sein, sondern Jeder über dem Andern stehen will, wo die Gesellschaft auseinanderdrängte, wie die Fugen eines auf den Felsen gerathenen Schiffes, wenn nicht ein größerer Eigennuß, ein gewaltigeres Laster als die Laster aller die morschen Balken zusammenhielte. Was soll uns da die Freiheit? Es ist die Freiheit, den Schwächern in die Tiefe zu treten, um sich zu retten, es sind die wildesten Triebe der Thiernatur im Menschen entfesselt, es ist die Freiheit der Gewalt, des Verbrechens. Freiheit ist ein hohles Wort in einer Gesellschaft, wo Jeder sich besser dünkt als der Andere.“

Die adlige Matrone heftete ihre Augen auf den Studenten, als erwarte sie eine Antwort.

„Die Freiheit ist undenkbar ohne die Gleichheit“, sagte Jean Jaccard.

Die alte Dame nickte ein paarmal lebhaft mit dem Kopfe.

„Ja, ja ich kenne es, dieses Wort, ich hörte es in den Julitagen aus Hunderttausenden von heisern Kehlen, und als die Volkshäufen in unser Hotel drangen und unsere Möbel zerschlugen und unser Leben bedrohten, da schrieten sie es auch: Nieder mit den Aristokraten! Freiheit und Gleichheit! Und als sie Hand an das Bild meines Vaters legten, der einst Maire von Paris gewesen, und es herabstürzen wollten, da trat ich vor sie hin und sagte: Gleichheit? Wenn wir einander gleich sein sollen, müssen wir uns gegenseitig achten, ich aber werde Euch verachten in Ewigkeit, wenn Ihr das Bild meines ehrwürdigen Vaters befudelt! Ich weiß nicht, ob sie mich verstanden, aber sie zogen sich zurück. Die Gleichheit ist gegenseitige Achtung, ist Harmonie, von einer Gesellschaft aber, der vor sich selber ekelt, können Sie nicht verlangen, daß einer den Andern achten soll.“

„Auf den Fahnen der Revolution werden Sie immer noch ein drittes Wort gelesen haben, welches gleichbedeutend ist mit dem, was Sie Harmonie oder gegenseitige Achtung nennen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die gemeinsamen Rechte aller!“

„Jawohl“, rief die Baronin, „eine Brüderlichkeit, die der Welt eingeimpft wird mit Pulver und Blei, eine Gleichheit, die keinen andern Maßstab hat als

Rohheit und Entbehrung. Die Rechte aller — und sind die mildern Sitten, die bessern Gewohnheiten, zu denen sich unsere Familien von Geschlecht zu Geschlecht fortgebildet haben, sind das nicht auch meine Rechte? Ebenso viel werth als der brutale Hunger? Ich habe nicht mehr die glühenden Leidenschaften der Jugend, mein Blut ist abgekühlt durch Leid und Erfahrung, aber dennoch würde ich zu Grunde gehen, wenn man mir die geistige Nahrung entzöge, die mich frisch erhält, und ich soll mir allein vom Hunger die Norm dictiren lassen, unter der ich leben darf? Nie und nimmer! Ich bin ein Weib, aber wenn diese Alles ausgleichende Sündflut wiederkehren sollte, ich werde kämpfen und mein Sohn auch, ich weiß es. Ich will Ihnen nun meinen Spruch sagen, Herr Jaccard: Freiheit, zu erwerben und zu besitzen, Gleichheit aller ehrlichen Leute, Brüderlichkeit unter denen, die sich nicht von Natur aus zurückstoßen, wie Vogel und Reptil, wie niedrig und erhaben.“

Der Student sah mit seinen großen träumenden Augen auf das erregte Gesicht der alten Dame, sein Blick war traurig, als wollte er sagen: „Euch und Euresgleichen ist nicht mehr zu helfen.“

Ein Lakai in grüner goldverzierter Livree trat geräuschlos ein und meldete, daß servirt sei.

Die Baronin nahm den Arm Jean Jaccard's und die jungen Damen folgten. Die Dämmerung war inzwischen angebrochen und im Speisezimmer brannten bereits die Lichter.

Nini Berton prallte zurück vor all dem Glanze, den sie sah. Sie glaubte sich fast in ein Märchenland versetzt, so wunderbar glitzerten die krystallinen Tafelaufsätze und silbernen Geschirre, und das Linnen sah aus, als wäre es von Seide. Auch das Speisezimmer war nach der Lieblingsfarbe der Mondélions grün, nur viel heller als der Empfangsalon gehalten; die Möbel waren hier sämmtlich aus Polifanderholz gearbeitet.

Mit einer Munterkeit, welche man ihrem Alter nicht hätte zutrauen sollen, machte Frau von Mondélion die Honneurs. Jean Jaccard konnte nicht umhin zu bemerken, wie sich Louison mit ruhigem Takte benahm, während Nini Berton durch Mißgriffe aller Art, durch unzeitiges Richern und ihre immer zunehmende Berlegenheit ihm einmal übers andere das Blut in die Wangen jagte. Und doch verachtete er die bevorzugten Sitten der sogenannten höhern Gesellschaft von Grund seiner Seele!

Die Baronin erhob ihr Krystallglas und streckte es ihrem Gast entgegen.

„Auf die Genesung meines Sohnes und die Gleichheit aller guten Menschen!“

Jean Jaccard leerte sein Glas.

„Möge der Herr Baron seinem Vaterlande in dem Grade nützen, als er es liebt!“

„Das gebe Gott!“ sagte die Baronin. „Und meinen zweiten Toast erwidern Sie nicht, Herr Jaccard?“

„Nein, denn wir sollen uns kein Richteramt anmaßen über gut und böse. Ich beanspruche die Gleichheit auch für diejenigen, die man gemeiniglich böse nennt, denn ihr Dasein ist ihre Berechtigung und ihre Neigungen wurzeln ebenso unausrottbar in der menschlichen Natur wie die unsern.“

Die Baronin wurde ernst.

„Aber eben darum gibt es keinen Frieden zwischen uns. Wir sehen die Menschheit in zwei Lager getheilt, in solche, die sich immer höher emporarbeiten zu einem würdigern, freiern Dasein, und in solche, welche immer tiefer zurücksinken in die Materie. Mit einem Schlage wollen diese nun erobern, was sie infolge ganz natürlicher Vorgänge und Gesetze nie besessen haben, und jene ganze über ihnen thronende Welt herunterreißen zu sich. Die Strömungen sind da, der Zusammenstoß ist unvermeidlich, weh aber denen, welche unterliegen!“

„Sie sterben für die Menschheit, Madame!“ sagte Jean Jaccard freudig ernst. „Auch wir Söhne des Volks haben unsere Ueberlieferungen, und trotzdem wir wissen, daß wir in allen Revolutionen dieses Jahrhunderts nichts Anderes sein können als der blutige Gährungsstoff für die Erinnerung künftiger Geschlechter, wir werfen uns mit einem Jubelruf hinein in das große Reinigungsfeuer der Menschheit und mit dem Bewußtsein, daß unsere Sache einmal siegen muß, weil sie die Sache der Menschheit ist.“

Ihre Pflichten als Wirthin gaben der Baronin die erwünschte Gelegenheit, das Thema fallen zu lassen. Als sie wieder sprach, erkundigte sie sich liebevoll nach den Privatverhältnissen der Geschwister. Einfach gab Louison Antwort und das Gespräch setzte sich in unbefangenster Weise fort, bis Louison zum Aufbruch mahnte.

„Und in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß steht diese junge Dame zu Ihnen?“ fragte die Baronin, zu Louison gewendet, indem sie auf Nini deutete.

Louison erröthete und schwieg.

Jean Jaccard sah der Baronin fest ins Gesicht.

„Dieses junge Mädchen ist meine Frau!“

„Ihre Frau? So jung — und Sie Student?“ rief die Baronin.

Jean Zaccard zuckte die Achseln.

„Das Programm der neuen Zeit kennt auch keine geschlechtliche Tyrannei, wie es die Ehe ist.“

Ernst und gemessen begleitete die Baronin ihre Gäste zur Thür.

2
4
3
1
3
5

18

Sechstes Kapitel.

Père Androlet.

Jean Jaccard war am andern Morgen mit jenem wirren Gefühl in Kopf und Herzen erwacht, welches man nach einem ereignißvollen Tage gewöhnlich hat. Während Louison im Hinterzimmer mit der Ausbesserung einiger Kleidungsstücke beschäftigt war und Nini Berton schlief, suchte Jean Jaccard in dem äußern Zimmer zu studiren. Wenigstens lag ein großes Buch aufgeschlagen vor ihm, worin verschiedene Verbandmethoden abgebildet und mit einem erläuternden Text versehen waren. Jean Jaccard war sehr bleich und sehr unruhig und hatte heute offenbar keinen Kopf für sein Studium. Dester fuhr er sich mit der Hand über die heiße Stirn — er hatte heute Nacht zum ersten Mal ernstlich darüber

nachgedacht, ob Nini Berton die fast willenlose Hingebung auch verdiene, die er ihr bewies. Er hatte sich gequält, indem er sich alle Züge von Herzlosigkeit ins Gedächtniß rief, welche Nini Berton sich gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen, und hatte sich endlich gesagt, daß jede Art so, wie sie sei, auch gut sei, und daß es wohl eine innere Verwandtschaft ihrer beiden Naturen sein müsse, welche sie trotz aller äußern Verschiedenheit so sehr an einander fessele. Auch hatte ja Nini Berton noch gar keine Gelegenheit gehabt, zu beweisen, ob sie eine edle, aufopfernde Natur sei, denn große Ereignisse waren noch nicht an sie herangetreten, und wenn sie keine zimperliche Empfindung für das Detail des Lebens besaß, so bewies sie nur, daß sie nicht sentimental war wie Louison.

Wie Louison! War denn Louison sentimental? Bis jetzt war Jean Jaccard mit ihrer Art doch recht zufrieden gewesen! Aber sie war auch seine Schwester, nicht seine Geliebte; wäre sie Letzteres gewesen, wer weiß, ob er ein Gemüth, in dem jeder Lusthauch des Lebens einen gewaltig grollenden Sturm erregte, ob er diese stete Centnerlast der Empfindung hätte ertragen können. Jean Jaccard kam zu dem Schluß, daß seine eigene Natur, gleich jener der Schwester allzusehr zur Empfindsamkeit neigend, den Gegensatz von Nini Berton's

spröderem Wesen brauche, „um nicht in lauter Rührseligkeit zu versimpeln“.

Als Jean Jaccard diese Entdeckung gemacht, leuchtete sein ganzes Angesicht. Obwohl es schon neun Uhr war, hatte die Frühlingssonne doch eben erst die Dunstmassen durchbrochen, welche über der gewaltigen Stadt lagerten. Sie machte einen grämlichen Versuch, einige rauchgeschwärzte Kamine auf einem dem Fenster des Studenten gegenüberliegenden Dach zu vergolden, und spiegelte sich dann mit um so größerem Wohlgefallen in den blank gepuzten Fensterscheiben der Mansarde. Mit voller Klarheit fiel sie auf das medicinische Werk und das Gesicht Jean Jaccard's und auf das sonderbare Mittelding zwischen Sopha und Bett, welches dem Fenster gegenüber stand und Louison des Nachts als Lager, am Tage Nini Berton als Ehrensitz bei den Mahlzeiten diente.

Jean Jaccard lächelte wieder. Diese Fensterscheiben hatte Nini Berton so spiegelblank gepuzt, jenen Rattenvorhang über dem Schlaffopha hatte sie angebracht.

„Ja“, sagte sich Jean Jaccard und schaute strahlenden Blicks auf die sonnenbeglänzten Dächer der Nachbarhäuser, „sie hat ungleich mehr Schönheitsgefühl und Sinn für häusliche Behaglichkeit als meine träumerische Schwester; ich habe Recht, sie zu lieben.“

Die Sonne beleuchtete immer mehr von dem Kattunvorhang des Schlaffophas, dann einen wackligen Stuhl und eine haufällige Kommode, dann hatte sie den Spiegel gefunden, der an der Wand hing, und trieb ihr neckisches Spiel mit ihm. Ein Sonnensfleck, den der Spiegel zurückwarf, legte sich spöttisch auf Jean Jaccard's schwarzes Haupthaar, als wollte er Klarheit bringen in diesen träumerischen Kopf, und Jean Jaccard war es, als sagte ihm Jemand leise ins Ohr: „Sawohl hast Du Recht, sie zu lieben, aber nicht wegen des nothwendigen Gegensatzes ihrer spröden Natur zu Deiner weichen und aller andern Gründe, die Du herausgeklügelt, nicht wegen ihrer häuslichen Eigenschaften, denn reinlich ist auch jedes Käglein, sondern Du hast Recht, sie zu lieben, weil sie hübsch ist. Die schöne, heitere Form wird ja immer den Sieg davontragen über die tiefsinnigsten Probleme von Hirn und Herzen.“

Jean Jaccard fuhr auf. Ein schwerer Tritt ließ sich auf der Treppe vernehmen. Das war ohne Zweifel Père Androlet, der verruchte Hauswirth, der wucherische Krämer, der kam, um den Miethzins einzufordern, der gestern zum großen Theil in die Tasche des Droschkenführers und in die Kasse des Jockeyclubs gewandert war.

Père Androlet! In diesem Namen vereinigte sich für Jean Jaccard Alles, was es auf Erden Demüthi-

gendes gab. Dank den vortrefflichen Eigenschaften Nini Berton's, die er sich so eben vordemonstrirt, war er dem Père Androlet immer schuldig, mochte er auch noch so gewaltige Anstrengungen machen, sich aus seiner Sklaverei zu befreien. Père Androlet maß ihn dafür stets mit den unverschämtesten Blicken und wartete vor seinem Laden mit Basiliskenaugen auf eine Begrüßung, so oft der Student nach Hause kam oder ausging. Jean Jaccard war stolz; wegen dieser stolzen, unabhängigen Gemüthsart war er von seinen Kameraden der Löwe des lateinischen Viertels getauft worden. Und der Löwe beugte sich, so oft er kam und ging, demüthig vor Père Androlet, dem brutalen Krämer. Eigenthum war Diebstahl, Kapital Verbrechen, und mit entblößtem Haupte und stotternder Stimme bat Jean Jaccard den tyrannischen Hauswirth, ihm einen Theil der vor wenigen Tagen bezahlten Miethe wieder zu leihen, wenn Nini Berton schmollte, weil er sie nicht nach dem Prado führen konnte. Dann schob Père Androlet den gewaltigen Leib hinter dem Ladentisch zurecht, gab dem Studenten einige gute Lehren, er solle lieber in einem guten Geschäft Ausgeher werden, wenn er mit der Medicin nicht genug verdiene, das sei ein ehrliches Geschäft und nähere seinen Mann. Er selber sei auch einmal Ausgeher gewesen und habe

sich so viel verdient, um endlich einen eigenen Laden aufzumachen und ein einflußreicher Mann in seinem Viertel zu werden. Er kenne viele ehemalige Studenten, die es mit der Zeit zu ganz passablen Gewürzkrämern gebracht hätten, freilich nicht jeder so weit wie er, Père Androlet, aber man könne auch leben, wenn man weniger reich und angesehen sei als Monsieur Xavier Androlet in der Rue Jacobe Nummer dreißig. „Aber vor allem“, schloß Père Androlet jedesmal seine Vorlesung, „schaffen Sie sich die Person vom Hals — Sie wissen schon, wen ich meine. Gegen Ihre Schwester habe ich nichts, aber daß einer, der blos studirt und nichts verdient, auch noch Jemand anders ernährt, will mir nicht in den Sinn. Ich bin vierzig Jahre alt geworden und habe keine Frau nöthig gehabt.“ Das war immer die härteste Stelle in der Rede des Vater Androlet, die sich sonst in der Hauptsache gleich blieb. Die Stundung des Rückstandes oder das Darlehn wurde dann als Lohn für das geduldige Anhören seiner Beredtsamkeit von Père Androlet in der Regel gewährt. In den letzten Monaten jedoch war die Vergnügungssucht Mini's in einer Weise gestiegen, daß Père Androlet gar nichts mehr erhielt. Dazu kam die aufgeregte Zeit, deren Strömung Jean Jaccard und seine Schwester sich voll und ganz überließen, und Père

Androlet mußte es zuletzt noch mit ansehen, wie der Student, den er wie einen halben Leibeigenen betrachtet hatte, stolz erhobenen Hauptes und verächtlichen Blicks an seinem Laden vorüberging.

Nini Berton, welcher die ungünstige Meinung des Krämers über ihre eigene Person nicht unbekannt geblieben war, gab ihrer Ungnade manchmal noch deutlicheren Ausdruck, indem sie dem Hausherrn so im Vorübergehen eine allerliebste Grimasse schnitt, wodurch das ohnehin schon ziemlich farbige Gesicht des dicken Krämers vor Wuth ein ganz schlagflüssiges Aussehen erhielt.

Schon zu ganz gewöhnlichen Zeiten kann ein Verhältniß wie das zwischen Jean Jaccard und Père Androlet unmöglich ein freundschaftliches genannt werden. Vorzüglich der Student konnte selbst früher dem Krämer die Demüthigungen nie vergessen, die er ihn hatte anhören lassen. Unter dem Einfluß der politischen Phrase, mit der sich damals die Jugend Frankreichs wieder zu berauschen begann, arteten die Gefühle Jean Jaccard's gegen seinen Hausherrn geradezu in Haß aus, er sah in dem dicken Krämer die scheußlichste Verkörperung des habfüchtigen Spießbürgerthums, während Père Androlet im Grunde nicht schlechter, im Gegentheil besser war als die meisten seiner Standesgenossen und vorzüglich gegen Jean

Jaccard sich nicht habgieriger gezeigt hatte als andere Hauseigenthümer, welche die schlechte Gewohnheit besitzen, Miethe zu verlangen.

Père Androlet, seit es auf der Treppe zwischen ihm und dem Studenten zu einem heftigen Rencontre gekommen war, litt sichtbar unter diesem Verhältniß und man kann mit Recht fragen, warum er seine Miether nicht einfach aus dem Hause warf. Um dies zu erklären, müssen wir einen Blick in die geheimsten Tiefen eines Krämerherzens werfen. Père Androlet, der sich mit Stolz rühmte, daß er bis zu seinem gegenwärtigen vierzigsten Jahre die Weiber habe entbehren können, ertrug die mordbrennerischen Ausfälle des Studenten gegen das Kapital im Allgemeinen und seine Insolenzen gegen seinen Gläubiger im Besondern, Père Androlet schloß die Augen bei den herausforderndsten Grimassen Nini's um Louison's Willen.

Ja, Herr Androlet, der Hagestolze, welcher vierzig Jahre lang die Weiber verabscheut hatte und ebenso stolz darauf war wie auf seinen Kram und sein Ansehen unter seinen Nachbarn, Père Androlet, der, um sich zu beweiben, hätte wählen können unter den Krämerstöchtern und Wittwen zehn Straßen in der Kunde, dachte an nichts weiter mehr als die ernste Schwester des windigen Studenten. Père Androlet hatte genug

Selbsterkenntniß und Charakter, um sich wegen dieser Schwäche vor sich selber zu schämen, in der Cremerie, wo er des Abends verkehrte, noch viel wüthender als bisher auf das ganze weibliche Geschlecht loszuziehen — was halb's! Wenn Louison mit ihren ruhigen, etwas langen und männlichen Schritten gleich ihrem Bruder, ohne von ihm Notiz zu nehmen, an seinem Laden vorüberschritt, den ärmlichen Shawl fest um die schöngebauten Schultern gezogen und ernst vor sich hinschauend, da konnte es Herrn Xavier Androlet wohl manchemal passiren, daß er seinen Kunden Pfeffer statt Schnupftabak verabreichte und auf einen Fünf-Livrethaler sechs Franken herausgab. Und des Nachts, nachdem er in der Cremerie recht weidlich über die Weiber losgezogen, führte ihm ein neckischer Traum Louison Jaccard wieder vor die schlafbefangenen Sinne, angethan mit einer blauen, an einem Ende aufgeschlagenen Schürze, ähnlich wie sie Androlet selber trug, nur kleiner und zierlicher, und die Schwester des Studenten gab mit ihrem ernstestem Gesicht den Kunden Schnupftabak und Lorbeerblätter und hielt mit ihrem Blick die Gassenjungen in Schranken, welche sich an den Obstkörben herumdrückten, und ein kleiner dicker Kerl, der dem Père Androlet sprechend ähnlich sah und eine ganz ähnliche Schürze hatte wie Papa und Mama, ritt auf

seinem Knie. Wenn Père Androlet dann erwachte, weil die Sonne ihm auf die dicke Nasenspitze fiel und die ersten Kunden an der Thür polterten, war ihm, als habe er sehr schlecht geschlafen und als sei die Unverschämtheit des Studenten schließlich nicht mehr zum Aushalten.

Da eben geht er vorbei, die Mütze fest auf dem Ohr, die Hände in den Taschen der weiten Hosen, als wären sie voller Thaler. Père Androlet kommt es vor, als schaue er spöttisch in den Laden herein — die Cigarre im Mund, die Cigarre! Herr Androlet hebt schnüffelnd seine Nase empor — die Cigarre war nicht einmal schlecht. Père Androlet läßt die Geldschublade offen stehen vor den gierigen Augen einer ganz verdächtigen alten Heye und stürzt hinaus und pflanzt seinen blaurothen Kopf vor dem Studenten auf.

„Man raucht Cigarren zu fünf Sou das Stück und bezahlt seine Miethe nicht? Wann bekomme ich mein Geld?“

Jean Faccard hatte die Cigarre von einem der Aerzte erhalten, bei denen er beschäftigt war. Ueberdies war er guter Laune, denn Nini Berton hatte ihn beim Abschied geküßt und ihm gesagt: „Komm bald wieder!“ Er blies also den Rauch der prächtigen Cigarre dem liebestollen Père Androlet ins Gesicht und sagte:

„Wann Du bezahlt wirst, guter Vater? Am Tage der großen Abrechnung, wenn die Zahlische von 1789 wieder aufgerichtet werden an der Place de la Concorde.“

Der Student beschrieb mit dem nicht brennenden Ende seiner Cigarre einen Halbcirkel in der Höhe des Kehlkopfs, daß Herr Androlet entsetzt zurückprallte.

Doch er faßte sich sogleich wieder. Der Student wollte fort, Androlet hielt ihn am Rockschöß.

„Und ich sage Ihm, wenn ich bis zum ersten meine Miethe nicht habe, Er Mordbrenner, so werfe ich ihn aus dem Hause, und dann kann er meinetwegen auf der Place de la Concorde warten, bis er mir die Kehle abschneiden darf!“

Lachend ging Jean Jaccard seines Wegs, aber er fühlte, daß Père Androlet diesmal Ernst machen würde. Und da er selber einige gelinde Zweifel hegte, ob der Tag der großen Abrechnung schon so nahe sei und vor der Hand der Code Napoléon einer verbrecherischen Minorität noch ganz fluchwürdige Rechte einräumte, so machte er verdoppelte Anstrengungen, die nöthige Summe zusammenzubringen.

Wir haben gesehen, wie dieselbe vom Wettrennen in Longchamps an einem Nachmittage verschlungen ward.

Louison mußte unsäglich gelitten haben an jenem Tage, denn mit dem scharfen Instinkte, der ihr in

solchen Fällen eigen, hatte sie Père Androlet's Blicke bemerkt und ahnte etwas von dem, was in dem schwammigen Busen des dicken Krämers vorging; ihr Stolz bäumte sich empor bei dem Gedanken, die Ursache zu sein, daß der brutale Mensch nicht gegen sie vorgehe, und dennoch wieder scheute sie sich davor, ihrem Bruder nur mit einer Silbe mitzutheilen, was sie beobachtet.

Père Androlet schien entschlossen. Sie sollten aus dem Hause, alle, auch Louison, er wollte sie nicht mehr sehen; dann wurde Alles wieder gut. Es ist dies einer der unentwirrbarsten Widersprüche des menschlichen Herzens: in dem Moment, da er fast toll war vor Liebe zu ihr, wollte Père Androlet die Geliebte verderben. Die zu ihrem Gipfelpunkt gesteigerte Leidenschaft springt ins Extrem über, um nach außen wirksam zu werden. Père Androlet, zu schüchtern selbst, sich Louison nur irgendwie zu nähern, fand eine grause Wollust in dem Gedanken, sie seine Macht fühlen zu lassen.

Es war beschlossen, er wollte sie vernichten, so sehr ein Hausherr vernichten kann. Père Androlet würdigte seine drei Hausbewohner keines Blickes mehr. Er ertrug die herausforderndsten Blicke Jean Jaccard's, selbst die Grimassen Nini Berton's mit marmorner

Ruhe; so oft Louison vorbeiging, wendete er sogar die Augen ab. Aber er sah sie doch, ernst und schön, in ihren schlichtgekämmten rabenschwarzen Haaren, die Rosen der Jugend auf den Wangen und um Mund und Stirn die Strenge der Matrone. Er sah sie noch mit ihren entschiedenen Schritten dahinschreiten, unempfindlich für die Blicke der Gaffer, lange nachdem sie schon um die nächste Ecke verschwunden war.

Man hat schon viel über das Wesen der Liebe gesprochen; der Eine erklärt sie für das Grundgesetz der Schöpfung — ich lasse es gelten — der Andere für Einbildung — mag es sein — sicher ist nur, daß unserm Père Androlet das Grundgesetz der Schöpfung so sehr über den Kopf gewachsen war, daß er dreimal soviel Spirituosen vertilgte als sonst, sein Geschäft vernachlässigte, gegen die Kunden grob wurde und des Nachts mit den Fäusten an die Wand schlug und dann wieder weinte wie ein Berrückter.

Siebentes Kapitel.

Der Erfinder.

Den hübschen Kopf hoch erhoben, die Brauen gebuscht und die Faust geballt über seinem Handbuch der Chirurgie, erwartete Jean Jaccard seinen Quäler.

Der schwere Schritt stieg höher und höher, dröhnend kam er den Corridor entlang, die Thür öffnete sich.

„Seid mir willkommen, Paul Mervin.“

Der Student war aufgesprungen und streckte dem Ankömmling warm die Hand entgegen.

Dieser, an einen so freundlichen Empfang offenbar nicht gewöhnt, brachte die Gegenstände, mit denen er beladen war, sämtlich in die linke Hand und streckte die schwielige Rechte aus, die etwas zitterte.

Sein großes blaßblaues Auge, in dem ein felt-

James Feuer leuchtete, irrte unstät im Zimmer umher, das breite, knochige Antlitz bedeckte sich mit einer flüchtigen Röthe. Mit den hastigen Bewegungen eines Fieberkranken fuhr er sich durch das dünne blonde Haar.

„Gut, daß Ihr allein seid, Jean Jaccard!“ sagte Paul Merwin und legte seine Geräthschaften auf den Tisch, der dem Studenten als Studirtisch diente. „Ich will Euch meine neuesten Erfindungen mittheilen.“

„Ist die Flugmaschine schon fertig?“ fragte Jean Jaccard freundlich, und in seiner Stimme lag tiefes Mitleid.

Ein düsterer Schatten flog über Paul Merwin's wohl fünfzigjähriges Antlitz; er schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, ich habe keinen Kapitalisten gefunden und auf meine Vorstellungen an alle europäischen Kabinette habe ich keine Antwort erhalten.“

„Armer Merwin!“

„Aber jetzt“, fuhr Merwin fort, und in seinen Augen funkelte es, „jetzt habe ich zwei Erfindungen gemacht, die alle meine übrigen ans Licht ziehen müssen, meine Kartätschflugel und mein verbessertes Chassepot. Ich habe von beiden Erfindungen dem Ministerium bereits Mittheilung gemacht — natürlich habe ich das Geheimniß nicht aus der Hand gegeben. Ein Krieg oder eine Revolution steht vor der Thür — man muß

die Vorzüge meiner Erfindungen einsehen. Ihr seid mein treuer Freund in der Noth gewesen, habt Paul Mervin oft Euern letzten Franc gegeben, wenn er sein Genie nicht vermodern lassen wollte im Dienste der täglichen Lohnarbeit — Ihr sollt mit mir groß werden, mit mir steigen.“

Mit traurigem Lächeln schaute Jean Jaccard auf den Protector im Bettlergewand mit zerrissenen Ellbogen und geplatzten Schuhen, deren Risse mit Bindfaden zusammengezogen waren, während eine außer Dienst gesetzte Militärcravatte den Mangel eines Hemdes zu verdecken bestimmt war.

Gütig sagte Jean Jaccard: „Zeigt mir, was Ihr gemacht habt, Paul Mervin!“

„Ja, vor Euch hab' ich kein Geheimniß, Jean, Ihr seid ein treuer, verschwiegener Freund! Aber nur Euch zeig' ich's, nur Euch! Bei keinem Andern würd' ich's wagen. Aber seid auch verschwiegen! Im Nu hat so etwas ein Anderer ausgebeutet und der, welcher es erfunden, stirbt im Elend. Seid vorsichtig für Euren Freund Mervin!“

Mit unheimlicher Hast wickelte Paul Mervin seine Paquete auseinander; da kamen die verschiedensten Dinge zum Vorschein: Theile von Gewehrschlössern, ausgehöhlte Kolben, Kugelgießer, Geschosse für Kleingewehr

und eine Unmasse von sonderbar geformten Metallstücken, Federn und Schrauben, deren Bestimmung man unmöglich errathen konnte.

Paul Mervin kramte mit sichtbarer Wonne in all dem Zeug herum und brachte endlich eine eiserne Kugelform zum Vorschein. Er öffnete sie und hielt sie triumphirend dem Studenten unter die Nase.

„Seht Ihr?“

„Ja, ich sehe eine cylindrische Höhlung mit konischer Spitze, die Form eines einfachen Spitzgeschosses“, sagte der Student.

Paul Mervin lachte in sich hinein, als sei die Einfalt seines jungen Freundes ungemein belustigend.

„Wartet!“

Er holte ein sonderbar gefaltetes Stückchen Papier aus der Tasche, strich und ordnete es sorgfältig mit den Fingern und legte es dann in die Kugelform.

„Nun, was seht Ihr jetzt, Jean Zaccard?“

„Denselben Hohlraum, durch radienförmige Papierblättchen in verschiedene Fächer getheilt.“

„Das ist die Kartätschkugel von Paul Mervin!“ sagte der Erfinder stolz, und seine breite, aber eingesunkene Brust hob sich. „Seht, das hineingegossene Blei wird durch die Papierblätter in sechs längliche Theile getheilt. In eine gute Patrone eingeschlossen

und sorgfältig geladen bleiben die Theile beisammen, bis das Geschöß abgefeuert ist und der Luftwiderstand es trennt. Dann fliegen die einzelnen Theile nach rechts und links auseinander und streuen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde. Aus einer Kugel werden sechs, ein Schüze gilt sechs, eine Armee von hunderttausend Mann schlägt eine halbe Million, es muß ein wahres Massacre sein, sage ich Euch, Jean Jaccard! Und“, fügte Paul Mervin leiser hinzu, und in seinen Augen leuchtete eine graufige Wonne, „die Wunden, welche diese dreikantigen Bleistücke reißen, heilen nicht, Jean Jaccard, und Ihr Herren Chirurgen werdet Eure Pflaster und Lancetten vergeblich dagegen anwenden, vergeblich —“

Selbst Jean Jaccard, der den Mann kannte, fühlte sich unangenehm berührt durch die diabolische Freude, welche über das Gesicht des Erfinders zuckte. Er sagte daher ziemlich trocken:

„Ich bin nicht fachverständig genug, um über den praktischen Werth Eurer Erfindung abzuurtheilen, Mervin, aber ich habe in den Zeitungen von einer internationalen Convention gelesen, der auch Frankreich beigetreten ist und welche im Interesse der Humanität ähnliche Geschosse für das Infanteriegewehr bei künftigen Kriegen ausschließt. Damit dürfte wohl über

Eure Erfindung der Stab gebrochen sein, Paul Mervin!"

Betroffen sah Mervin dem Freund ins Gesicht.

„Aber eine solche Convention ist unklug, ist ein politischer Fehler!“ rief er.

Jean Jaccard zuckte die Achseln.

„Mag sein; wir haben schon viele politische Fehler begangen. Nicht ein Fehler darf mehr begangen werden, sagte neulich der alte Thiers im gesetzgebenden Körper. Aber die Convention ist Thatsache, die Einladung ging von Rußland aus.“

„Ja, die Kosaken!“ lächelte Paul Mervin bitter. „Sie möchten noch einmal über unser schönes Frankreich herfallen. Sie fürchten das französische Genie, den Geist französischer Erfindung — die Tröpfe! Und unsere Regierung verräth uns!“

Jean Jaccard fing an, sich zu langweilen.

„Und Eure andere Erfindung, Paul Mervin?“

Mit der Elasticität, die solchen Naturen eigen, richtete sich das auf die Brust gesunkene Haupt des Erfinders wieder empor. Mit seiner vorigen Hast frante er in seinen Eisenstücken und brachte Schwanzschraube und Schloß eines Hinterladers zum Vorschein.

„Mein verbessertes Chassepot!“ sagte er mit ruhiger Würde, indem er den Hahn spannte. „Ihr werdet wissen,

Jaccard, daß das Chassepotgewehr definitiv für die französische Armee angenommen worden ist und in ungeheuren Massen fabricirt wird. Die Construction leidet aber an einem großen Fehler, der das ganze Gewehr unbrauchbar macht; bei längerem Schießen nämlich fest der Kanal, durch den die Nadel schlägt, Brand an und die Nadel kann nicht mehr durch und das Gewehr versagt und muß auseinandergenommen werden, um es zu reinigen. Ihr seid nicht Soldat, Jean, aber Ihr begreift, das geht nicht während der Schlacht, darum werden wir unfehlbar geschlagen werden, und die Regierung weiß es, aber sie will ihren Fehler nicht eingestehen. Am Kriegsministerium ist man in Verzweiflung, sage ich Euch, Jean Jaccard! Da kommt nun Paul Mervin mit seiner Erfindung und rettet das Ministerium, rettet den Kaiser, rettet Frankreich! Und wodurch? Staunt! Ihr habt noch nichts so Einfaches gesehen, aber die größten Erfindungen sind die einfachsten — Ei des Columbus; den directen Weg findet nur das Genie, die Thorheit dreht sich im Kreise. Seht!“

Paul Mervin hob seinen Gewehrtheil empor und hielt Jean Jaccard das kleine schwarze Loch vors Gesicht, bestimmt, die Büdnadel durchzulassen.

„Seht Ihr diesen hellen, schmalen Reif? Das ist Platina. Ihr begreift noch nicht? Nun ja, Ihr seid

ja auch nicht Sachverständiger. Eisen oxydirt, daher der Brand, Platina oxydirt nicht, daher füttere ich das Loch mit Platina."

Jean Jaccard schüttelte traurig den Kopf.

"Ihr möchtet Recht haben, Paul Mervin, wenn es das Pulver wäre, welches die Oeffnung verschleimt und die Nadel am Hindurchkommen hindert."

Nun allerdings ist es das Pulver!" rief Paul Mervin heftig. "Der Unteroffizier der Vincenner Jäger, dem es gelungen war, sich ein Mustergewehr zu verschaffen und dem ich es für achtzig Francs abgekauft, weiß es doch gewiß!"

Jean Jaccard stand auf und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab.

"Ich möchte euch nicht betrüben, Paul Mervin, aber ich möchte Euch auch nicht die Unwahrheit sagen. Ein Offizier der Gewehrfabrik, mit dem ich neulich zusammentraf, behauptete, das Versagen des Chassepots bei längerem Schießen rühre von dem Kautschukblättchen her, mit welchem die Zündpille der Patrone des ungefährlichern Transports wegen geschützt sei. Der Offizier meinte, wenn die Nadel einmal heiß sei durch öfteres Schießen, bleibe immer mehr von dem Gummi, das sie zu durchschlagen habe, an ihr hängen, und diese klebrige Masse sei es, welche schließlich ihre freie Be-

wegung hindere. Ich weiß nicht, ob der Mann Recht hat“, fügte Jean Jaccard zögernd hinzu, als er den niederschmetternden Eindruck bemerkte, den seine Mittheilung auf den Erfinder hervorbrachte, „aber wenn er Recht hat, so werdet Ihr einsehen, daß gegen geschmolzenes Gummi auch Eure Platinafütterung wirkungslos ist und nichts übrig bleibt, als die Zündpillen der Chassepotpatronen, die der Teufel hole, mit einem weniger klebrigen Schutzmittel zu versehen.“

Mit starren, weitoffenen Augen schaute Paul Mervin auf den Studenten, der ihm alles das zögernd und im Tone des Bedauerns mittheilte. Er war Techniker genug, daß ihm die Erklärungsart von Jean Jaccard's Gewährsmann augenblicklich einleuchtete. Aber damit war auch monatelanges Sinnen, wochenlange Arbeit vernichtet, das letzte Geld, welches Paul Mervin, der einst reiche Büchsenmacher vom Boulevard der Italiener, hatte aufbringen können, war nutzlos verschwendet, und mit seinen Träumen brach er selbst zusammen.

Zusammengekauert saß er auf dem Stuhl, den ihm Jean Jaccard hingeschoben, die Hände krampfhaft gefaltet, die Augen stier auf den Boden gerichtet, und ein lautloses inneres Schluchzen erschütterte den einst riesigen, aber durch Elend und geistige Unruhe zum Skelett abgekehrten Körper.

Jean Zaccard blieb stehen und legte Paul Mervin die Hand auf die Schulter.

„Laßt Euch's nicht so sehr zu Herzen gehen, Paul Mervin! Je besser Eure Erfindung war, desto mehr diente sie den Schergen des Kaiserreichs, die Söhne der Freiheit niederzuschmettern, denn nicht mit dem Ausland wird die Herrschaft der Cocotten, Mouchards und Börsenschwindler den Kampf zu bestehen haben, sondern mit uns, mit Frankreich, mit Paris. Ich kann Euch nicht sagen, wann sie kommt, die große Revolution, die noch unbarmherziger werden wird als die vor achtzig Jahren, ob morgen, ob in einer Woche, ob später, aber die Lunte glüht, Paul Mervin, um an das offene Pulverfaß gelegt zu werden. Du oder ich, wird es heißen in diesem großen Kampf für Menschenwürde und Freiheit, und dann seid froh, Paul Mervin, wenn ihr keinen der Soldaten der Freiheit auf dem Gewissen habt!“

Paul Mervin hatte auf die ersten Worte Jean Zaccard's kaum geachtet, dann allmählig hatte er den Kopf erhoben und, in seiner kauernenden Stellung verharrend, mit vorgestrecktem Halse gelauscht. Sein apathisches Gesicht wurde belebter, seine starren Augen bekamen ihr früheres fieberisches Feuer. Er faßte Jean Zaccard am Arm.

„Ja, Ihr habt Recht, Jean! Die große Revolution muß uns allen helfen. Ich hörte schon da und dort davon, die Arbeiter in Belleville und St.-Antoine sind schwierig und wollen los schlagen, selbst ein Theil der Bourgeois ist unzufrieden, seit sie durch die Perteire um ihr Geld gekommen sind und von Hausmann aus ihrem eigenen Häusern geworfen werden. Im Quartier latin —“

„Wir warten nur auf das Signal!“ rief Jean Jaccard.

Paul Mervin saß noch immer und hielt den Arm Jaccard's.

„Hört, Jean! Mir kommt etwas in den Sinn. Nach dem Orsini'schen Attentat, da ging mir etwas durch den Sinn, ich weiß nicht, war's mein guter Geist oder der Teufel, der mir's eingab. Ich probirt's — ich hatte damals noch meine prächtige Werkstatt und mein Laboratorium — ich wäre beinahe crepirt bei dem Versuch und mein Haus stank noch vierzehn Tage lang. Jean Jaccard“ — Paul Mervin zog den Studenten am Arm zu sich hernieder und seine Rede war nur noch ein heiseres Flüstern — „Orsini und Pieri waren Stümper. So eine Bombe, wenn sie pläzt, ist der Zufall; sie tödtet vielleicht zwanzig Unschuldige, die fünfzehn Schritte weit weg sind, und der, dem sie gilt,

bleibt ungeschoren und wenn man ihm die Bombe vor die Füße wirft. So ein Sprengstück Eisen ist ein unvernünftiges dummes Ding, Jean Jaccard."

Paul Mervin hatte sich wieder aufgerichtet und heftete seine Augen mit fast blutdürstigem Ausdruck auf das Gesicht des Studenten.

„Habt Ihr nie von Erstickungsbomben gehört, Jean Jaccard? Bomben, die eine Atmosphäre um sich verbreiten, in der Niemand leben kann? Ohne Zweifel trifft es dann auch viele Unschuldige, harmlose Gaffer, die nichts denken, aber fünfzehn Schritt in der Runde ist dann auch Alles todt, Alles!“

Die Stimme Paul Mervin's klang zuletzt nur noch wie das Krächzen eines hungrigen Geiers, das Weiß seiner Augen bekam einen röthlichen Schimmer und die Hand, welche den Arm Jean Jaccard's umschlossen hielt, zitterte heftig.

Mit einem unüberwindlichen Gefühl des Grauens machte sich Jean Jaccard los und streckte abwehrend die Hand aus.

„Behaltet Euer Geheimniß, Paul Mervin! Wir wollen den ehrlichen Kampf, wir sind keine Mörder!“

Achtes Kapitel.

Fünfhundert Francs.

Eine Pause entstand. Paul Mervin betrachtete zerstreut alle die nutzlosen Geräthschaften, die vor ihm auf dem Tisch ausgebreitet lagen und an die er den besten Theil seines Lebens gewendet.

Jean Jaccard ging erregt im Zimmer auf und ab.

Da blieb er stehen und schaute nach der Thür. Ein schwerer, polternder Schritt ließ sich draußen vernehmen. Eine derbe Faust griff an die Klinke und in der geöffneten Thür erschien Père Androlet. Er hatte sich sehr schön angezogen, seine Sonntagskleider, mit denen er der Messe und Hochzeiten und Kindtaufen beiwohnte. Seine borstigen Haare waren mit einer Unmasse von Pommade möglichst glatt an den Kopf gestrichen, dessen Fülle und Röthe dadurch noch mehr

hervortrat. Ein erschrecklich steifer Hemdkragen war von einer blau-weiß-rothen Cravatte umwunden, um die patriotischen Gesinnungen des Herrn Xavier Androlet darzuthun; darunter mündeten zwei Reihen gefältester Jabots in eine schwarze Sammtweste mit einem eingewirkten goldenen Muster, welches ganz ausah, als wären es Bienen, eine zweite Huldigung an die gegenwärtige Regierung. Ein kaffeebrauner glänzender Tuchrock, ein schwarzes Beinkleid und glänzend gewichste Stiefel von der Form eines Elefantensfußes vollendeten den Anzug des Krämers, und eine dicke goldene Uhrkette und ein halb Duzend auf die dicken Wurstfinger gesteckte Ringe zeugten für die Wohlhabenheit, wenn auch nicht für den Geschmack dessen, der sie trug.

Wenn man Herrn Androlet gefragt hätte, warum er sich denn heute an einem Werktag so festlich angekleidet habe, da ja doch das passendste Costüm zum Hinauswerfen zahlungsunfähiger Miether Hemdärmel seien, so wäre er die Antwort wahrscheinlich schuldig geblieben und die lebhafteste Färbung seines bartlosen Gesichts hätte sich zu dem für solche Fälle üblichen Blau-roth gesteigert.

Gewiß ist, daß er sich nach seinem Eintritt ins Zimmer umsah, als suche er Jemand, und dann mit

vernichtender Miene gegen Jean Faccard und Paul Mervin vorging.

„Ei, da treff' ich ja die ganze Hautevolée meiner Miether beisammen. Wollte gleich zu Ihnen kommen, mein sauberer Herr Mervin, wenn ich mit diesem flotten Herrn fertig war. Nur dageblieben, Herr Erfinder“, rief Herr Androlet barsch, als Paul Mervin sich scheu zur Thür schleichen wollte, „nur dageblieben! Warum haben Sie mir die Stangen an meiner Ladenthür nicht gemacht, wie ich Ihnen gesagt? Ich hätte es an Ihrem Conto abgerechnet. Warum?“

Paul Mervin, der mit Wonne den Gedanken in seinem Gehirn umherwälzte, Straßen voller Menschen mit einer Erstickungsbombe in ein Leichensfeld zu verwandeln, trat schüchtern rückwärts vor den grimmig leuchtenden Neuglein, die ihn aus geschwollenen Lidern zornig anglozten, und vor der dünnen brutalen Festsstimme, die ihn anschrte.

„Mein bester Androlet, ich habe vergessen, wahrhaftig, ich habe vergessen — meine angestrengte Thätigkeit, meine Erfindungen —“

Herr Androlet war halb besänftigt, als er seinen Leibeigenen, als den er auch Paul Mervin betrachtete, sich aufs Flehen verlegen sah, und entgegnete daher in milderem Tone:

„Wenn Sie einmal in ihrem Leben ein Laden-
schloß reparirt haben, so ist das mehr werth als alle
Ihre Erfindungen. Wie steht's mit der Miethe?“

„Meine Erfindungen müssen vom Ministerium end-
lich gewürdigt werden, Androlet“, sagte Paul Mervin,
dessen geschwächter Geist trotz der vorhergehenden Un-
terhaltung mit Jean Jaccard mechanisch zu der stehen-
den Antwort zurückkehrte, die der Erfinder drängenden
Gläubigern zu geben pflegte.

Es war zum ersten Mal, daß Père Androlet, um
seine Miethe zu fordern, bis in die Wohnung Jean
Jaccard's gedrungen war. Obwohl Jean es diesmal
sicher erwartet, so war er doch empört darüber,
als er seine Befürchtung verwirklicht sah. Noch mehr
verletzete ihn die rohe Weise, in der Père Androlet mit
dem bedauerungswürdigen Paul Mervin sprach.

„Tollheiten!“ rief jetzt Père Androlet mit rohem
Lachen. „Das Ministerium betrachtet Euch als den Nar-
ren, der Ihr seid, und ich verdiente mit Euch nach Cha-
renton zu wandern, wenn ich Euer Gefasel für Geld
nehmen wollte.“

Die Geduld Paul Mervin's schien zu Ende, seine
Fäuste ballten und seine Augen rötheten sich.

Da trat Jean Jaccard zwischen die Beiden.

„Bürger Androlet!“ sagte er, und in seinem jungen

Gesicht lag eine Entschiedenheit, deren Eindruck sich der Krämer nicht ganz entziehen konnte, „Bürger Androlet, Ihr vergeßt, daß Ihr in meiner Wohnung seid und daß es mich nichts kümmern kann, was Ihr mit Paul Mervin zu verhandeln habt.“

Umsonst suchten die verschwommenen Neuglein des Krämers den ernstesten, fest auf sie gerichteten Blick des Studenten auszuhalten. Sie senkten sich unwillkürlich vor der Macht der höhern Intelligenz, des stärkern Willens. Androlet schäumte vor Wuth.

„Ihre Wohnung!“ schrie er, daß die kreischende Stimme überschnappte. „Im Hemde werf' ich Euch auf die Straße, lockerer Bube, Euch und Eure Dämchen, wenn ich nicht augenblicklich mein Geld erhalte.“

Jean Jaccard wurde todtenbleich. Mit rollenden Augen und bebenden Lippen stand er da, und schwer und langsam senkte sich seine Hand nach einem der wuchtigen Eisentheile, welche Paul Mervin auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Die andere Hand wies gebieterisch nach der Thür.

„Wenn Du mich beschimpfst, elender Krämer, ich gebe Dir keine Antwort, aber meine Schwester, meine Nini —“

Keiner Bewegung mächtig starrte Père Androlet auf das mächtige Gewehrstück, das über seinem pomma-

disirten Haupte schwebte, bereit, jeden Augenblick darauf niederzufallen und es zu zerschmettern.

Der verbesserte Mechanismus des Chassepotgewehres fiel nicht herunter auf Herrn Androlet's Haupt.

Die Thür des Nebenzimmers hatte sich geöffnet und mit ihrem düstern Ernst trat Louison heraus. Nini Berton hatte jede Grimasse verlernt und drückte sich scheu hinter die Thür. Die blonden Haare, die wirr um das erschreckte Gesichtlein hingen, bewiesen, daß sie eben erst das Lager verlassen.

Jean Jaccard war aufs höchste erstaunt, als er seine so ernste und wortfarge Schwester vor Père Androlet hintreten sah und sie sprechen hörte.

„Sie haben ein Recht, das zu fordern, was wir Ihnen schuldig sind, Androlet, aber Sie haben kein Recht, uns zu beschimpfen, weil wir arm sind und nicht weiter als an den kommenden Tag denken. Wir werden Ihr Haus noch heute verlassen und all das Unserige wird zurückbleiben. Machen Sie sich bezahlt, so gut Sie können, und sollte Ihre Forderung damit nicht ausgeglichen sein, binnen vier Wochen erhalten Sie den Rest. Dafür büрге ich Ihnen, Louison Jaccard. Jetzt gehen Sie!“

Laut weinend klammerte sich Nini Berton im Nebenzimmer an den wenigen Fuß, den sie ihr eigen nannte.

Das Hemd war ihr herabgesunken von einer Schulter und ließ reizende Formen gewahren.

Jean Jaccard ergriff Louison am Arm.

„Was redest, was thust Du, Louison?“

„Ich befreie uns alle aus einer unwürdigen Lage. Lieber lasse ich mich jede Nacht durch die Stadtsergeanten von einer Bank zur andern hegen, als daß ich die Tyrannei dieses brutalen Menschen länger ertrage.“

Herr Xavier Androlet bot einen merkwürdigen Anblick. Zorn und Weinen, Haß und Liebe, alle guten und schlimmen Leidenschaften des menschlichen Herzens schienen sich sein dickes Antlitz zum Kampfplatz ausersehen zu haben. Er schloß die Augen bald fest, bald öffnete er sie krampfhaft, seine Lippen bewegten sich, als schlucke er fortwährend, und aus seiner Brust, die sich hob und senkte, kam dann und wann ein gurgelnder Laut, wie beginnendes Weinen.

„Nein, Fräulein Louison“, begann er endlich, „ich bin nicht schlecht, gewiß nicht, ich bin gut, wenn man zu mir gut ist. Aber Ihr Bruder verachtet mich, Sie verachten mich und Mademoiselle Mini zeigt mir die Zunge, wenn sie mich sieht. War lezthin die Polizei bei mir und hat gefragt nach Monsieur Jean, der in einem Club aufrührerische Reden geführt haben sollte, nach seinem Umgang, nach seinen Verhältnissen, und

hätte ihn wahrscheinlich gleich mitgenommen, wenn ich ein ungünstiges Urtheil abgegeben hätte; aber ich sagte, er sei ein solider junger Mann, sehe fast Niemand bei sich, bezahle Alles pünktlich und habe die Rede gewiß nur gehalten, weil er den Wein nicht gewohnt sei. Die Präfecturbeamten kannten mich als ruhigen, anständigen Bürger und schenkten meinen Worten Glauben. Ja, Fräulein Louison" — die Stimme Androlet's war inzwischen in vollendetes Schluchzen übergegangen — „ja, Fräulein Louison, ohne mich säße Herr Jean schon seit acht Tagen in Mazas."

„Das war schön von Euch, Androlet“, sagte Louison; „um so weniger dürfen wir Eure Güte mißbrauchen und Euch einer Gefahr aussetzen. Wir werden noch heute gehen.“

„Nein, nein!“ rief Androlet. „Ich schenke Ihnen das Geld, nur sehen Sie mich nicht so verächtlich an, ich kann das nicht ertragen. Ich kann ja nichts dafür, daß es so toll geworden ist in meinem Kopf und daß ich Jedermann umbringen möchte, wenn Sie an meinem Baden vorübergehen, ohne mich anzusehen.“

Père Androlet wäre ohne Zweifel fortgefahren in den interessantesten Enthüllungen seines Seelenzustandes, die er schluchzend zum Besten gab, es pochte jedoch so vernehmlich an die Thür, daß der Ton selbst durch Herrn

Androlet's Nüchternheitsparoxysmus an sein Trommelfell gelangte.

Auf ein ziemlich barsches „Herein!“ des Studenten öffnete sich die Thür und ein Diener in grüner goldbetrefter Uniform fragte nach Herrn Jaccard.

„Hier bin ich!“ sagte Jean erstaunt.

Der Diener überreichte schweigend einen Brief und empfahl sich.

Père Androlet hatte auf den Diener geschaut, als ob er ein Gespenst sähe. Seit er das Haus besaß, war weder zu ihm noch einem seiner Miether ein Livreebedienter gekommen, und dieser windige Student — Androlet's Verstand drehte sich im Kreise. Er sollte sich noch mehr drehen.

Jean Jaccard hatte den Brief zu Ende gelesen, nahm mehrere Papiere heraus, die ganz ausfahen wie Hundert-Francscheine und reichte eins davon Androlet.

„Machen Sie sich bezahlt, Père Androlet“, sagte er heiter, „und im Uebrigen wollen wir gute Freunde bleiben.“

Androlet streckte abwehrend die Hand aus und schaute mit einer Art abergläubischen Staunens in das heitere Gesicht des Studenten.

Auch in Louison's Gesicht war eine fast unwillige Frage zu lesen.

Mit einem rasch übergeworfenen Tuch und das Stumpfnäschen neugierig in der Luft, trippelte Mini heran.

Paul Mervin prüfte, ob Jean an seinem Mechanismus nichts zerbrochen habe.

„Ich will kein Geld“, keuchte Androlet.

„Nur unter dieser Bedingung bleiben wir in Ihrem Hause“, sagte Jean Jaccard.

Androlet nahm zögernd die Banknote, dann warf er einen unbeschreiblichen Blick auf Louison und verschwand. Man hörte ihn mit unsichern Tritten die Treppen hinunterpoltern.

„Woher kommt das Geld?“ fragte Louison fast streng.

„Von Mondélion. Lies!“

Er reichte ihr den Brief.

Sie sah schöne feste Buchstaben auf elegantem Papier und las:

„Mein junger Freund! Ihre Anordnungen haben Wunder gewirkt. Mein Arm ist fast geheilt und nur ein wenig Steifheit ist zurückgeblieben. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre energische und schnelle Hülfe. Sie waren nicht lebenswürdig genug, mir Ihre Adresse zurückzulassen. Ich mußte deshalb die Präfectur zu Rathe ziehen, um Ihnen beifolgend fünfhundert Francs

als Honorar für Ihre glückliche Kur zu übersenden. Als Mediciner werden Sie wissen, daß das kein Geschenk ist, das ich Ihnen zu bieten wage, sondern kaum so viel, als sich manche Ihrer weniger glücklichen Kollegen für die gleichen Bemühungen von mir bezahlen lassen würden. Ich benutze diese Gelegenheit, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich mich erboten habe, mit Ihnen und Ihren geschätzten Angehörigen bei meinem Bekannten Stanowsky zu diniren, und werde um sieben Uhr bei Ihnen vorkommen, um Sie abzuholen. Machen Sie sich zum freundlichen Vermittler meiner ausgezeichneten Grüße an Ihre Fräulein Schwester. Ihr sehr ergebener Diener Mondéliou.“

Louison war sehr bleich geworden.

„Nun, so freue Dich doch, Louison“, rief Jean Jaccard, während Nini schon mit einer Hundert-Franc-Note im Zimmer umhertanzte. „Es ist anständig bezahlt, aber nur bezahlt!“ fügte er hinzu, als ob er die Zweifel der Schwester begriffe.

„Mag sein“, sagte Louison sinnend, „aber ich möchte heute Abend lieber zu Hause bleiben.“

„Das kannst Du nicht, Du hast die Einladung Mondéliou's angenommen. Ich werde sofort Anzüge für Dich und Nini kaufen.“

„Für mich nicht!“ rief Louison rasch. „Ich werde

mitkommen, weil ich es versprochen habe, aber nur deshalb und gekleidet wie immer.“

Sie ging ins Nebenzimmer; den Brief Mondéliou's hatte sie in der Zerstreuung zu sich gesteckt.

Da sah Jean Zaccard auf Paul Mervin, der im Augenblick todt für alles Andere an seinem Gewehrverschluß hantierte.

„Paul Mervin!“

Der Erfinder blickte auf.

„Woher habt Ihr das Geld für die Chassepotverbesserung genommen?“

Paul Mervin wurde verlegen.

„Ich habe unsere Betten und Kleidungsstücke meiner Frau und was sonst zu entbehren war, nach Mont de Piété gebracht.“

„So! Und Euer Weib schläft am Boden?“

„Ich war neulich in einem Club, und da bewies einer haarklein, daß die Familie ein Unsinn sei und daß wir keine Verpflichtung haben für die Weiber, die mit uns leben.“

„Der Mann hat Recht“, sagte Jean Zaccard ernst, „aber solange diese Grundsätze nicht anerkannt und allgemein zur Geltung gebracht sind, hat der Einzelne nicht das Recht, die Seinigen verhungern zu lassen. Versteht Ihr, Paul Mervin? Nehmt diese hundert Francs

holt Eure Betten aus dem Leihhaus und versprecht mir, daß Ihr nichts erfinden wollt, bis Ihr Euch und Euerm Weib für vierzehn Tage Lebensmittel gekauft habt."

"Ich verspreche es, und wie zahl ich's zurück?"

Jean Jaccard klopfte dem Freunde heiter auf die Schulter.

"Wir machen vielleicht doch noch ein Geschäft mit den Erstickungsbomben. Dann rechnen wir ab."

Nini schmolte. Es schien ihr eine unverzeihliche Verschwendung, hundert Francs wegzuschenken.

"Jetzt gehen wir ein Kleid kaufen", sagte Jaccard, als Mervin fort war.

Nini lachte.

Neuntes Kapitel.

Der rothe Fräntel.

Ungefähr um dieselbe Stunde, als Jean Jaccard den Brief Mondéliion's erhielt, stand an dem Rondel, wo die Straße des Faubourgs St.-Honoré in die elysäischen Felder mündet, ein Mann, der sich angelegentlich die zu Pferd und zu Wagen promenirende elegante Welt betrachtete, welche die wenigen Stunden zwischen Frühstück und Dejeuner zu benutzen pflegt, um sich hier ein Stelldichein „unter sich“ zu geben. Es ist nicht ein Corso mit einem Aufwand von glänzenden Staatstoiletten, wie nachmittags im „Bois“, sondern eine Art Matinée, welche an keine Repräsentationsrückficht gebunden ungeschmälert der „Laune“ angehört. Der junge Herr vom Hofe, der des Nach-

mittags nur in schwarzer Kleidung, ernst in seine Kalesche zurückgelehnt, ins „Bois“ fährt, während Kutscher und Bedienter in voller Livree vorn aufsitzen, kommt hierher, gekleidet in die allerneuesten Erfindungen des Jockeyclubs, auf einem amerikanischen Cabriolet auf riesigen Rädern mit unsichtbaren Speichen, dessen winziger Sitz es ganz räthselhaft erscheinen läßt, wie darauf der kutschirende Cavalier und der rosenroth gekleidete Groom Platz finden. Die anwesenden Damen wissen nicht, worauf sie zuerst ihre Lognetten richten sollen, auf den neuen Phantasiehut, welchen der Jockeyclub gewählt, oder auf die Geschicklichkeit des Grafen Entretout als Kosselenker, auf den ganz beispiellos dünnen Groom, auf das amerikanische Cabriolet oder auf den englischen Braunen, den Graf Entretout heute zum ersten Mal fährt und der in Momenten, da ihm sein Lenker die Zügel läßt, einen ganz unglaublichen Trab entwickelt.

Aber schon wird die Aufmerksamkeit der hübschen Damen getheilt. Stanowsky oder Fürst Stanowsky, wie er sehr oft geheißen wird, kommt auf einem prächtigen Berberhengst im kurzen Galopp zu Graf Entretout heran. Stanowsky trägt eine Art ungarisches Nationalcostüm, Husarenstiefel, Barett und eine verbrämte Jacke. Er ritt sehr gut.

Der Mann, der am Rondel steht und Alles zu beobachten scheint, lächelt ironisch.

Er sieht, wie Graf Entretout etwas frostig den vertraulichen Gruß des „Fürsten“ erwidert.

„Besten Graf, wollen Sie heute Abend bei mir diniren?“

„Ich danke Ihnen, ich bin versagt.“

Aber Stanowsky läßt sich nicht so leicht abweisen.

„Das ist schade, Entretout! Und wenn es noch zu ändern wäre, Sie sollten kommen.“

„Was haben Sie denn eigentlich so Merkwürdiges?“ fragte Graf Entretout und erhob sein schönes, aber abgelebtes und blasirtes Gesicht etwas neugierig zu dem Reiter.

„Einen ausgezeichneten Spaß! Denken Sie sich, Mondélion, der nie an einer heitern Gesellschaft Theil nahm, den noch Keiner mit einer Frau sah, mein Freund Mondélion ist gestern an der Seite zweier wunderniedlichen Grisetten in einem Miethwagen nach Hause gefahren, und die Mädchen haben sogar bei ihm dinirt.“

Das ist allerdings merkwürdig!“ sagte Entretout mit einem fast unmerklichen Lächeln, denn er war nicht unempfänglich für ein pikantes Hörtörchen. „Aber Mondélion fiel sich doch gestern den Arm aus!“

„Das hatte, wie mir scheinen wollte, die Bekannt-

schaft vermittelt! Ein junger Mensch, der in der Gesellschaft der kleinen Damen war und sich für einen Mediciner ausgab, quacksalberte an unserm Freunde herum und war sogar sehr ungezogen gegen Professor Herbiot, der in meinem Wagen kam, um Mondéliou beizuspringen. Ich brachte nun Mondéliou dadurch in die Enge, daß ich die Damen und ihren zweideutigen Cavalier einlud, heute Abend bei mir zu essen; nur eine der Damen machte scheinbar Einwände, da erbot sich Mondéliou, der ganz toll sein muß, sie zu begleiten. Weiter wollte ich nichts. Statt mit mir allein zu essen, wird Mondéliou mit seiner Gesellschaft eine kleine Zahl guter Freunde mit ihren kleinen Frauen finden, er wird einsehen lernen, wie lächerlich es ist, uns gegenüber den Duckmäuser zu machen, und wir haben ihn dem Leben gewonnen.“

Graf Entretout lachte vor sich hin. Die Intrigue gefiel ihm offenbar.

„Soweit ich von Mondéliou hörte wird er den Scherz übel nehmen.“

„Ah bah!“ lachte Stanowsky. „Meine Freunde sind alle zufällig gekommen, und wenn ihn auch die Engländer, bei denen er ja Oberst gewesen sein soll, verdorben haben, so hat er Welt genug, um mitzulachen. Nun, sind Sie von der Partie, Graf?“

Der Graf schaute noch eine Weile nachdenkend und mit verschmitztem Lächeln auf seine in rostgelbes Leder gekleideten Fäuste, mit denen er die Zügel hielt, und sagte dann:

„Meinetwegen. Ich werde es einrichten können. Wer ist anwesend?“

„Agenour, Abbé Guérin, Sie wissen doch, der frühere erzbischöfliche Secretär, der wegen der Indiscretion des Schweizers seine Stellung verlor und nun der Beichtvater aller schönen Damen von Paris ist, Lord Watkins und meine Wenigkeit. Die Damen kann ich nicht mit Sicherheit namhaft machen, da ich nicht weiß, welche Veränderungen seit unserm letzten Diner in den Privatbeziehungen meiner Freunde vorgegangen sind.“

„Also man kommt mit Damen?“ fragte Entretout zerstreut. Er dachte offenbar schon an Anderes.

„Meine bescheidene Junggesellenwohnung wird sich glücklich schätzen, Madame Léonie Lebrun zu empfangen“, sagte der Ungar galant.

„Sehr gütig. Wir wollen sehen. Léonie ist ein tolles Ding und liebt dergleichen entlarvte Unschulden. Doch noch eins, was ich Sie fragen wollte, Stanowsky“ — der Graf ließ seinen Braunen fast auf der Stelle traben — „ist es wahr, daß in dem Hotel Mondélon mit dem

Andenken der Familie Orleans ein förmlicher Cultus getrieben wird?“

Stanowsky erröthete. Er hätte gestehen müssen, daß der Baron bei seinen zahlreichen Visiten niemals zu Hause war. Er sagte daher nur:

„Ich habe nichts dergleichen bemerkt, auch spricht der Baron nie von Politik.“

„Ich weiß es“, sagte Entretout gleichgültig. „Diese Schweigsamkeit mag wohl auch der Grund sein, daß man Mondélion die seltsamsten Märchen andichtet. Es ist im Grunde ja auch ganz einerlei — Jeder nach seinem Geschmack.“

Der Graf ließ, Stanowsky freundlich grüßend, seinen Traber ausgreifen, und Stanowsky ritt schnell eine Bolte, um die Raschheit dieses Abschieds zu verheimlichen.

In einigen Sprüngen seines Hengstes befand sich der „Fürst“ bei dem Mann am Rondel, der den vorbeifahrenden Grafen Entretout devotest begrüßt hatte. „Guten Morgen, Fränkel!“ rief der Ungar zutraulich. „Sie machen ein Gesicht, als ob Sie schon gute Geschäfte gemacht hätten heute!“

„Im Gegentheil, ich denke über meine schlechten nach.“

Der Mann hatte bei dem vertraulichen Zuruf des

Cavaliers ein keineswegs freundliches Gesicht gemacht, kaum mit dem Kopfe genickt und die Hände nicht aus den Taschen seiner Beinkleider entfernt. Der Mann war klein, hatte eine trotz ihrer Magerkeit plumpe Gestalt, trug sich nach der neuesten Mode, ohne dadurch ein elegantes Aeußeres zu bekommen, besaß einen langen rothen Backenbart, welcher durch das rasirte Kinn in zwei Hälften getheilt wurde, und ein sommersprossiges Gesicht, welches im ersten Augenblick den Eindruck machte, daß der Besitzer hebräischer Abkunft sein müsse. Und dennoch hatte der rothe Fränkel, wie das pferdehandelnde Paris den berühmtesten Rosskamm nannte, nicht etwa eine größere oder frummere Nase oder dickere Lippen als andere Leute, sondern der jüdische Typus seines Gesichts trat vorzüglich dann hervor, wenn Fränkel Jemand so recht unverschämt anglozte, wie eben jetzt den „Fürsten“ Stanowsky.

Bekanntlich muß jedes Mitglied des Jockeyclubs eine bestimmte, ziemlich hohe Revenue nachweisen, bevor es mit der Aufnahme in den Verein zugleich die Erlaubniß sich zu ruiniren erhält. Es wäre nun interessant zur Beurtheilung jener Nachweise gewesen, das Benehmen des rothen Fränkels gegen verschiedene der vorüber fahrenden oder reitenden Cavaliere zu be-

obachten. So tief wie den Grafen Entretout, der für einen der reichsten Herren des Hofes galt, grüßte Fränkel Niemand mehr, am häufigsten vertreten war der Austausch cordialer Begrüßungen zum Zeichen, daß man sich gegenseitig kannte und nach Gebühr schätzte. Manche sehr freundliche Grüße beachtete der rothe Fränkel gar nicht, und nur wenn die Grüßer vorbei waren, warf er ihnen einen lauernden, bitterbösen Blick nach, ähnlich dem, womit die Kaze nach ihrem schuldlosen Opfer langt.

Stanowsky fühlte sich etwas unbehaglich bei der mürrischen Antwort und dem darauf folgenden Schweigen des Pferdehändlers.

Der Berberhengst beugte sich schnoppernd zu der Hand des Pferdehändlers nieder, der ihm schmeichelnd über die Rüstern fuhr.

Stanowsky hielt das für eine Aufmunterung, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen.

„Der Hengst geht gut“, sagte er, „aber meine Freunde finden ihn etwas theuer.“

Der rothe Fränkel schien aufmerksam einen hübschen Phaëton zu betrachten, der eben vorüberfuhr. Kutscher und Diener trugen weiße Livree, eine elegante Dame in Schwarz saß darin, mit rothen, auf die

Schultern herabfallenden Haaren und einem schönen, aber geisterbleichen Antlitz.

Der Pferdehändler verneigte sich tief und auch Stanowsky grüßte leicht.

„Léonie Lebrun!“ begann Stanowsky wieder. „Sie und Entretout werden heute Abend bei mir essen. Es ist sonderbar“, fügte er hinzu, als er bemerkte, daß ihm der Pferdehändler einen prüfenden Blick zuwarf, „daß Entretout es duldet, daß sie mit ihm zugleich hier ist.“

Der rothe Fränkel zuckte die Achseln.

„Wer kann ihm was wollen? Graf Entretout ist reich. Wenn man Geld hat, kann man sich was erlauben!“

Der Pferdehändler sagte das mit solch verächtlichem Nachdruck, daß Stanowsky die Rußanwendung auf sich selber nicht entgehen konnte.

Stanowsky fühlte, daß es gegen seine Interessen wäre, sich noch weiter zu demüthigen, er langte daher kurz an seine Mütze und wollte weiter reiten.

Das war nun aber wieder nicht im Interesse des rothen Fränkel.

„Wer ist denn heute Abend noch bei Ihnen?“ fragte er, als habe er den Abschiedsgruß Stanowsky's nicht bemerkt.

Stanowsky, der sein Pferd bereits gewendet, drehte sich halb im Sattel um.

„Graf Agenour, Lord Watkins, Abbé Guérin, ein sehr beliebter Priester, und noch ein Cavalier, den Sie wohl schwerlich kennen, ein Baron Mondéliou.“

Der rothe Fränkel hatte mit einer Befriedigung, die er nicht ganz verbergen konnte, die ersten Namen gehört, bei Erwähnung des Barons Mondéliou wurde er lebhaft.

„Mondéliou, ist das nicht der aus dem Süden, der mit seinem Schecken gestern fast den Preis gewonnen hätte, der die Caprice hat, lauter Schecken zu reiten und zu fahren, und sogar ein eigenes Gestüt dieser sonderbaren Passion wegen?“

„Und der Ihnen deshalb nie ins Garn laufen wird, bester Fränkel“, lachte Stanowsky. „Der Berber sei um die Hälfte zu theuer, sagte mir mein Freund Mondéliou!“

Die ganze vorige Impertinenz kehrte auf das Gesicht des Pferdehändlers zurück.

„Wenn Baron Mondéliou bei mir ein Pferd kauft, bekommt er es billiger!“

Der Schlag war zu direct und fühlbar geführt, als daß Stanowsky nicht hätte zornig aufbrausen sollen.

In der That wurde sein gelbliches Gesicht dunkelroth, seine elegante Gestalt streckte sich, und

seine Schenkel schlossen sich so fest an den Berber, daß dieser sich bäumte.

„Was wollen Sie damit sagen?“

Der Pferdehändler blieb ruhig, die Hände in den Taschen, stehen.

„Schreien Sie nicht so“, sagte er mit unverhämter Kaltblütigkeit, „sonst bemerken die Leute, daß Sie mir schuldig sind; das verdirbt Ihren Credit und gereicht mir zum Nachtheil, denn man hält mich für einen schlechten Geschäftsmann, weil ich Ihnen geborgt, und borgt Ihnen nichts mehr.“

Der Ungar umfaßte knirschend seine Reitpeitsche.

„Fränkel“, sagte er leise, „schlagen Sie einen andern Ton gegen mich an, denn bei mir geht Alles nur bis an eine gewisse Grenze, dann aber scheue ich keinen Skandal.“

Die hervortretenden Augen und die bleichen Lippen des Ungarn gaben seinen Worten eine so lebhafteste Bestätigung, daß Fränkel es für gut fand, einzulenken. Er sagte daher etwas weniger grob, aber noch immer imperinent genug:

„Kommen Sie mit mir in mein Haus! Da läßt sich besser reden als hier.“

Die Equipagen und Reiter waren weniger zahlreich geworden und hier und da mischte sich ein Mieth-

wagen, dessen Insassen bereits dinirt hatten, zwischen die Nachzügler der Eleganz.

Der Pferdehändler wandte ihnen hochmüthig den Rücken.

„Warten Sie einen Augenblick!“ sagte da plötzlich Stanowsky und deutete auf eine langsam dahersahrende Kalesche. „Ich muß noch rasch jenen Damen guten Tag sagen.“

„Das ist ein Wagen vom Grand Hôtel du Louvre“, murmelte der Pferdehändler und begann dann die beiden Damen und den alten Herrn zu mustern, welche die Gasthofkalesche inne hatten.

Der alte Herr, der rechts auf dem Rücksitze saß, hatte ein recht würdiges, patriarchalisches Aussehen; ein langer weißer Bart umrahmte ein energisches, schönes Greisenantlitz und viele Ordensbänder verzierten die Knopflöcher des einfachen schwarzen Rocks, den der alte Herr trug. Die Damen erregten erst in zweiter Linie die Aufmerksamkeit des rothen Fränkel, und dennoch hätte sich der Blick eines jeden andern Sterblichen zuerst auf sie gelenkt. Die beiden Damen hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit, welche durch die bis in die geringste Einzelheit gleiche Kleidung noch erhöht wurde. Nur bei sehr genauer Betrachtung entdeckte man, daß die eine der Damen ein etwas runderes,

lebensfrischeres Gesicht hatte als die andere, und dieser Unterschied schien sich auch auf die Gestalten auszu-
dehnen, denn während der einen der Schwestern das
blaue Seidenkleid, das sie trug, fest um den vollen,
üppigen Oberkörper schloß, bildete es bei ihrem reizenden
Gegenüber in der Gegend der Brust und der
Schulter einige Falten und Einsenkungen, welche auf
einen schwächtern Bau schließen ließen. So rein
auch in jedem der weißen klaren Gesichter die ernstesten
Formen des griechischen Profils wiedergegeben waren,
so erschienen die Züge beider doch wieder als völlig
andere, sobald sie der leisesten Empfindung Ausdruck
zu geben hatten.

So strahlte aus den Augen der einen Dame, als
jetzt Stanowsky heransprengte, eine aufrichtige Freude,
und mit einem Lächeln wie Sonnenschein an heiteren
Sommertagen streckte sie ihm die Hand entgegen. Nur
ein Widerschein dieses Lächelns erschien auf den
Zügen der zarteren Gestalt, aber während das Antlitz der
Schwester seine schöne klare Weiße unverändert beibe-
hielt, schimmerte es unter der Marmorhaut des schma-
lern Gesichts, als seien einige Tropfen warmen rothen
Blutes auf eine milchweiße Schale gegossen worden
und flössen nun langsam auseinander. Das zartere
der Mädchen streckte ihre Hand nicht aus, wie die

Schwester, es ließ dieselbe ruhig auf dem Schoos liegen, aber diese schmale Hand, auf der man gleich einem Geäste von Saphiren die hellblauen Adern durch die Haut schimmern sah, zitterte.

Auch der Alte schien eine große Freude zu haben, Stanowsky zu begegnen, er erhob grüßend den nach oben zu sich verengenden Cylinderhut mit breiter Krempe, wie er damals von ältern Herren getragen wurde.

Stanowsky in seiner fleidsamen Nationaltracht auf dem eisengrauen Berberschimmel, wie er so in mächtigen Sägen über die breite Fahrstraße sprengte, war in der That eine schöne männliche Erscheinung. Die Magerkeit seines Gesichts wurde weniger bemerkbar durch die Röthe, welche ihm der schnelle Ritt in die Wangen jagte, sein Auge, das gewöhnlich blasirt und stier in die Welt schaute, war weit und dunkel offen, seine gewöhnlich sorgfältig gekämmten Haare waren sehr zu ihrem Vortheil etwas in Verwirrung gerathen und kräuselten sich an seinen Schläfen zu natürlichen Locken, seine breiten Schultern wurden durch den Schnürrock noch mehr hervorgehoben, und an den Schenkeln, die sich fest um den englischen Sattel legten, trat die schlanke Muskulatur vortheilhaft hervor.

Mit einem unsichtbaren Ruck der Zügel brachte der Ungar den Eisenschimmel zum Stehen. Auf einen

herrischen Ruf des alten Herrn standen die Pferde des Hotelwagens.

Stanowsky beugte sich tief im Sattel nieder, bis er die noch immer ausgestreckte Hand Leopolda's erreichen konnte, und drückte sie an die Lippen. Leopolda lachte ihn an mit ihren weißen Zähnen, ein verheißungsvolles Bild aufblühenden Lebens.

Stanowsky wendete sich an die andere der jungen Damen, welche, noch immer die zarten Rosen auf den Wangen, mit melancholischem Lächeln dasaß.

Auch sie reichte ihm jetzt mit einem innigen Blick ihre Hand.

„Sie haben heute keine Zeit gefunden, uns guten Morgen zu sagen, Istvan?“ sagte sie mit einer Stimme, die wie leises Weinen klang.

Der Alte schüttelte nun seinerseits die Hand des Reiters.

„Ein junger Magnat hat auch noch andere Pflichten, als schönen Damen die Hand zu küssen!“ sagte der alte Herr mit gutmüthigem Verweis.

Stanowsky fühlte sich der unendlichen Sanftmuth Anna's gegenüber verwirrt.

„Der Hospodar hat Unrecht!“ sagte er mit der Ueberschwänglichkeit der Slawen. „Es gäbe keinen schönern Dienst, als immer zu den Augen schöner

Frauen anbetend emporzublicken, wenn man wüßte, daß sie diese Anbetung auch erlauben."

Stanowsky's dunkle Blicke hefteten sich eindringlich auf Fürstin Anna's halbverschleierte Augen und das Roth ihrer Wangen wurde dunkler. Fürstin Anna bemerkte es nicht, daß Stanowsky im Vorbeistreichen und nicht vergeblich Leopolda's lachendes Antlitz suchte.

Fürstin Anna sprach wieder; in ihren schwarzen Augen lag eine seltsame Glut, ihre Stimme klang weniger sanft, unruhig, zuckend.

„Fürst Istvan weiß sehr wohl, daß wir bitten, nicht erlauben.“

„Wir erlauben Monsieur Stanowsky“, fügte Leopolda lebhaft hinzu, „morgen Nachmittag uns zu besuchen und uns seine Spazierfahrt nach dem Bois zu opfern; unser Wagen ist noch nicht fertig und in der Kutsche des Hotels können wir unmöglich fahren.“

„Nicht bloß deshalb“, unterbrach Anna verweisend; „wir bitten Istvan zu kommen, weil wir gern in seiner Gesellschaft sind, weil wir ihn lieben.“

Leopolda wollte nicht zu sich kommen vor Lachen.

„Das nenne ich originell, eine Liebeserklärung im Namen zweier Damen vormittags elf Uhr in den Champs Elysées.“

„Du weißt wohl, wie ich's meine, Schwester“, sagte Anna traurig.

„In der That, Anna hat Recht!“ fiel jetzt der alte Hospodar ein. „Wir gehören derselben hochherzigen, ritterlichen Rasse an, Stanowsky und wir. Ihr habt Recht, ihn zu lieben, Kinder! Ich selber habe ihn gern, wie meinen Sohn. Ich habe morgen Geschäfte, er möge in Abwesenheit des Vaters die Töchter beschützen!“

Der alte walachische Herr drückte noch einmal warm die Hand Stanowsky's und der Wagen fuhr fort.

Stanowsky verbeugte sich, die Hand militärisch grüßend am Baret, bis auf den Sattel, drehte dann sein Pferd und sprengte wieder ans Trottoir, wo der rothe Fränkel noch immer ihn beobachtend stand.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ“, sagte Stanowsky leicht; „der Hospodar Krageratsch gehört zu meinen besten Freunden.“

„Und die Töchter nicht minder, wie es scheint!“ warf der rothe Fränkel gesellig ein. „Die Herrschaften wohnen im Grand Hôtel du Louvre, wie ich an dem Wagen sah.“

„Ihre Zimmer sind dicht neben den meinigen.“

„So!“ Der Pferdehändler schielte nach Stanowsky herüber.

„Sie gedenken sich bleibend in Paris niederzulassen, haben bereits ein Hotel im Faubourg St.-Honoré gekauft, und der große Sattler in der Rue Lafitte arbeitet gegenwärtig nur für sie.“

„Haben sie schon Pferde?“ fragte der rothe Fränkel rasch.

„Soviel ich weiß, nein“, antwortete Stanowsky mit feinem Lächeln.

Der rothe Fränkel fühlte, daß er sich eine Blöße gegeben. Er fuhr daher fort:

„Mit diesen Ungarn und Walachen und was daran hängt, ist kein Geschäft zu machen; weil bei ihnen so ein mageres schwaches Ding, das sie Pferd nennen, in großen Heerden herumläuft, wollen sie für anständiges „Haar“ nichts ausgeben.“

„Das scheint mir nun auf meine Freunde weniger zu passen“, sagte Stanowsky gleichgültig. „Sie sind durch ihre fast souveräne Stellung in ihrer Heimat und ihren fabelhaften Reichthum gewissermaßen der Mittelpunkt aller Slawen in Paris und zu einem großen Aufwand verpflichtet.“

„Sie können dem alten Herrn meinen Stall ja einmal zeigen.“

„Gern!“

Stanowsky ritt durch ein großes Thor in den

Hof des Pferdewäflers. Zur Rechten und Linken erstreckten sich geräumige Stallungen, eine Seite des Vierecks wurde von dem Wohnhaus, die andere von einer großen gedeckten Reitbahn eingenommen, aus welcher Commando und Peitschenknallen der Abrichter herauströnten. Einige Stallknechte in gestreiften Jacken streckten die Köpfe über die Thorbrüstung, um die ihnen anvertrauten Pferde rechtzeitig vorzuführen.

Der Hof selbst, in dem eben ein hübscher Phaëton von einem Kutscher in dunkler Livree herumgefahren wurde, war mit weißem Sande bestreut und die ganze Atmosphäre geschwängert mit den Dünsten von Stall und Manège.

Das Wohnhaus hatte eine hübsche, mit einem Glasdach gedeckte Anfahrtschritte. Eben erschien darauf ein Livreedienner und rief dem Kutscher des Phaëtons. Im Nu stand der Wagen an der Schritte.

In ein hellgelbes Atlaskleid gehüllt, einen mit den theuersten Blumen überladenen Hut auf dem Kopfe, rauschte eine kleine dicke Frauengestalt über die Stufen herab. Sie fächerte sich aus Leibeskräften, selbst in dem Augenblick, als zwei Diener sie in den Wagen hoben, und sie hatte es nöthig, denn der Schweiß rann ihr in großen Tropfen über das nicht häßliche, aber unglaublich fette Gesicht.

Endlich saß sie. Die gelbe Robe füllte die drei leeren Sitze gewissenhaft aus. Die Pferde zogen an und der rothe Fränkel machte, den Hut in der Hand, eine so tiefe Verbeugung, daß Stanowsky unwillkürlich seinem Beispiel folgte.

Das dicke Ungeheuer wiegte sich graziös, aber nicht ohne Anstrengung nach vorwärts und warf dem Ungar über ihren Fächer einen koketten Blick zu.

„Das ist meine Frau!“ sagte der rothe Fränkel und richtete seine Blicke triumphirend auf den Cavalier.

„Nicht möglich — Sie haben eine recht stattliche Frau!“ verbesserte Stanowsky sich.

„Ja, es sagt's alle Welt, drum kann ich's ohne Unbescheidenheit auch sagen, 'sist eine schöne Frau!“ ergänzte Herr Fränkel, der in diesem Punkte sterblich war, mit strahlendem Antlitz.

„Sie müssen mich Madame einmal vorstellen“, sagte Stanowsky.

„Werd' Madame Fränkel Ihren Wunsch mittheilen. Hat gegenwärtig entsetzlich viel Besuche zu machen und zu empfangen, kann sich gar nicht erwehren der Huldigungen der großen Welt. Alles will sie haben, Alles will genießen ihren Geist, denn sie ist sehr geistreich, ja; sehr geistreich, hat neulich in der

Gesellschaft der Marquise Grodny den famosen Witz gemacht auf den König von Preußen, daß der Redacteur vom Figaro ist gekommen, sie zu bitten, ob er nicht drucken dürfe den Witz in die Zeitung. Ja, hat sie gesagt, aber incognito. Hat er ihn gedruckt incognito und hat gemacht ein gutes Geschäft. Kennen Sie den Witz? Nicht? Wird'n Ihnen erzählen. Haben sie gesprochen politisch miteinander und haben aufgestellt die dumme Frage, wer größer sei, Napoleon I. oder der König von Preußen. Hat meine Frau flottweg gesagt, der König von Preußen. Sind nun die Hofdamen alle über sie hergefallen und haben geschrien: Warum, warum, Frau Fränkel? Frau Fränkel is so gut ein Titel wie Marquise oder Baronin. Darum, hat Frau Fränkel gesagt und hat so recht geistreich in sich hinein gelacht, wie es ihre Gewohnheit is, darum, weil der Napoleon der kleine Korporal ist und der Wilhelm der große. Haben sie da alle gelacht und der Kaiser, dem sie's erzählt haben, hat auch gelacht.“ Stanowsky lachte pflichtschuldigst auch.

Der rothe Fränkel sah ihn mit Protectormiene an.

„Werd' Frau Fränkel sagen, daß Sie wünschen ihr Ihre Aufwartung zu machen. Doch jetzt zu Geschäften!“

Es gelang dem glücklichen Gatten der geistreichen Frau nicht ganz der ernste Ton, den er anzunehmen suchte, aber er fuhr fort:

„Sie haben mir gesagt, daß Sie mir wollen bezahlen am ersten zwanzigtausend Francs für den Biererzug, hab' Ihnen bloß deshalb am dreißigsten gegeben den Schimmel — heut' ist der zweite. Wollen Sie mir zahlen die zwanzigtausend Francs?“

„Bester Fränkel —“

„Und nicht einmal gekommen sind Sie und haben gesagt: Fränkel, so und so, haben Sie Geduld! Man ist ja kein ungebildeter Mensch, man läßt ja mit sich reden.“

„Lieber Fränkel, ich erwarte mit jeder Post meine ungarischen Revenuen.“

Die kalte, abweisende Energie von vorhin trat wieder auf das Gesicht des Pferdehändlers.

„Hören Sie, Stanowsky, wenn ich red' gut und nachsichtig mit Ihnen, müssen Sie mich nicht beleidigen und dumm machen. Wenn ich will warten auf Ihre ungarische Revenue, so kann ich werden so alt wie Methusalem und hab' noch nichts. Reden wir vernünftig!“

„Aber ich versichere Ihnen —“

„Versichern Sie lieber nichts und hören Sie mich

ruhig an. Hab' einen Schwager in Pesth, der kennt ganz Ungarn, wie seine Tasche, aber einen Fürsten Stanowsky und seine Besitzungen kennt er nicht. Und in den Listen der ungarischen Adligen und Grundbesitzer ist er auch nicht zu finden."

Der Schlag war zu wuchtig, als daß sich Stanowsky sogleich davon hätte erholen können. Bleich und mit gesenktem Haupte saß er da und blickte mit leeren Augen auf einen Horizont voll Schmach und Elend.

Der rothe Fränkel ließ seine Mittheilung eine Weile wirken, dann fuhr er fort:

„Nun, ich sagt' Ihnen ja, ich bin ein gebildeter Mann. Wenn Sie haben kein Geld, so haben Sie doch angesehenere Freunde, werthvolle Bekanntschaften.“

Stanowsky athmete auf, aber sein Aussehen war verändert. Er fühlte, daß er vor dem rothen Fränkel seine bisherige Rolle ausgespielt hatte und daß eine neue beginnen müsse.

„Wie wär's, wenn Entretout bezahlte?“

Stanowsky schüttelte den Kopf.

„Entretout ist reich, aber Léonie braucht mehr, als er ihr geben kann.“

„Lord Watfins“, fuhr der Pferdehändler fort, ohne durch diesen ersten Widerspruch entmuthigt zu werden.

„Verlor gestern fünfmalhunderttausend Francs in Wetten.“

„Mon — wie heißt er? Der mit dem Schecken.“

„Mondélion bin ich bereits eine bedeutende Summe schuldig.“

„Da steht es allerdings faul!“ meinte der Pferdehändler sinnend, doch plötzlich erhob er den Kopf.

„Der Hospodar! Der Krösus aus der Walachei! Heirathen Sie eine der Töchter.“

Stanowsky lächelte cynisch.

„Eine ohne die andere ist schwierig!“

Der rothe Fränkel grinste.

„Verstehe! Dann führen Sie beide aufs Eis und drohen dem Alten mit Skandal.“

Selbst Stanowsky prallte innerlich zurück vor der bodenlosen Gemeinheit dieses Menschen. Doch das cynische Lächeln verließ seine Lippen nicht.

„Das Alles braucht Zeit, bester Fränkel.“

Der rothe Fränkel sann nach.

„Hab' Ihnen gegeben Pferde, will Ihnen auch geben Zeit. Werden nicht lange brauchen, die beiden blauen Dämchen sind reif, hab's gesehen. Heirath oder Skandal ist mir gleich, will Ihnen geben acht Tage.“

„Zu wenig.“

„Will Ihnen geben vierzehn.“

„Nicht möglich so schnell!“

„Nun ja, vier Wochen. Dabei bleibt's. Aber machen Sie mir keine unsaubern Geschichten. Hab' Leute, die mir wohlwollen, überall, im Hotel du Louvre, auf den Boulevards, auf den Bahnhöfen. Ein unredlicher Schritt und Sie sitzen in Mazas.“

Stanowsky schwieg.

So begann der rothe Fräntel nach einer Kunstpause wieder: „Die Geschäfte sind abgethan. Jetzt können wir wieder als Freunde reden. Ihr künftiger Schwiegervater wird sich amüsiren, wenn er meinen Stall sieht, und für ein paar Hochzeitspferde will ich sorgen. Wann bringen Sie ihn mir?“

„Vielleicht morgen.“

„Gut, er soll empfangen werden, wie es einer Fürstlichkeit geziemt. Und dieser Mondélion — es ist doch höchst geschmacklos, diese Vorliebe zu den Schecken!“

„Gewiß, gewiß, wie viele andere Grillen, die er hat.“

„Sie sollten ihm Geschmack beibringen, Stanowsky.“

„Ich versuche es heute Abend, ihm seine Zimperlichkeit in Betreff der Weiber abzugewöhnen.“

„Das ist recht! Ein blöder Junge wird nie ein flotter Cavalier. Vielleicht reiten Sie die nächsten Tage einmal mit ihm hier vorbei. Vor dem Thor

fällt Ihnen ein, daß Sie sich meinen norddeutschen Rappen ansehen wollen, von dem Sie gehört, der so wunderbar gehen soll. Sie laden ihn ein mitzukommen, das Uebrige übernehme dann ich. Wollen Sie?"

„Ja.“

Eben sprengte ein Trupp junger Cavaliere lärmend in den Hof.

Stanowsky machte Miene, sich zurückzuziehen.

Der rothe Fränkel zog seinen Hut und machte dem Ungar eine tiefe Reverenz.

Im Galopp verließ Stanowsky den Hof.

„Wer war das?“ fragte einer der jungen Herren.

„Fürst Stanowsky, einer der reichsten Cavaliere Ungarns“, antwortete der rothe Fränkel ernst.

Stanowsky war inzwischen in den Champs Elysées angelangt; diese hatten sich bereits wieder mit Wagen und Reitern gefüllt, die dem „Bois“ zueilten.

Stanowsky sah grimmig lächelnd auf diese bunte, durcheinanderschwirrende Welt, die er vor einer Stunde wie Marionetten zu benutzen glaubte, und jetzt war er nichts mehr als ein willenloser Automat, ein glänzender Lockvogel in der schmutzigen Hand des rothen Fränkel.

Stanowsky lachte wild auf und sprengte im gestreckten Galopp nach dem Hotel du Louvre.

Zehntes Kapitel.

Nacht in Paris.

Stanowsky war allein in seinen Zimmern im Hotel du Louvre und schaute zerstreut seinem Kammerdiener zu, welcher einem Kellner des Hotels behülflich war, den großen versilberten Kronleuchter anzuzünden, der von der Decke herabhing. Die Ausstattung des Salons machte den Erbauern des Hotels alle Ehre. Kirschrothe Möbel mit versilberten, kunstvoll gearbeiteten Füßen und Lehnen stimmten gut zu der röthlichen Tapete mit Silberblumen, welche die Wände bedeckte. Die Harmonie, welche die Franzosen in Einrichtung und Toilette so sehr lieben und welche einen großen Theil ihres gerühmten Geschmacks ausmacht, war hier durchgeführt bis auf den Gegenstand der riesigen Ge-

mälde, welche von Silberrahmen umgeben an den Wänden hingen. Das eine stellte eine Nacht in den arktischen Regionen vor. Zwischen seltsamen, abenteuerlichen Eisgebilden lag ein überwinterndes Schiff und das Nordlicht warf seine Strahlen auf die phantastische Dede und malte mit dem Roth der Freude und Gesundheit die abgemagerten Gesichter der Männer, die hier eingehüllt in Pelze und Decken dem Frühling und der Rückkehr nach der Heimat oder einem Grab unter den Schollen entgegenharrten.

Das Gegenstück zu diesem Bilde strahlender Verödung war ein Landschaftsgemälde aus der erhabensten Gebirgswelt. Im Alpenglühen strahlen die Gletscher und die zackigen Felsen und werfen ihren Widerschein auf das glückliche Gesicht der Sennerin, die vor ihrer Hütte den Jäger erwartet, welcher, eine erlegte Gemse auf dem Rücken, sich am Bergstock den steilen Felsenpfad herabläßt.

Stanowsky schaute lange auf dies Bild glücklicher Einsamkeit inmitten einer befreundeten Natur. Zwar die Poesie der Bergwelt hatte ihn nie besonders angezogen. Wohl hatte auch er die bekanntesten Alpentouren gemacht als Tourist, den Bergstock in der Hand und den Rucksack auf dem Rücken, in eleganter Tirolerfleidung, welche seinem schlanken, kräftigen Wuchs so

gut ließ. Aber das Wesen dieser herrlichen Welt blieb ihm fremd. Im Ersteigen hoher Berge sah er nur eine sehr zweckmäßige Muskelübung, die engen Thäler mit ihren überhängenden Felsen bedrückten seinen Sinn und nahmen ihm den Athem, und alles Dunkle, was er so gern vergessen hätte, stieg wieder dräuend vor ihm auf.

Aber das Bild erinnerte ihn an die herrliche Freiheit, die er einst gelebt auf weiter Pusta — Istvan der Cziko. Da lag er auf dem grünen kurzen Haidegras, das Gesicht dem Himmel zugewendet, neben ihm der Filzhut mit den ungeheuren Rändern und das Schaffell, dessen Wolle im Winter nach innen gefehrt wird. Ein kühler Wind fegte über die Pusta und spielte mit den weiten Pluderhosen Istvan's, die in Czismen mit ungeheuren Sporen staken, und mit den langen Mähnen der ringsum grasenden Pferde.

Und Istvan träumte — von was träumt der Ungar? Von Kosza Sandor, von einem Beutezug gegen die reichen Moslem, von Beuteln von Gold und einem Reiherbusch, der mit einer Agraffe von gleißenden Edelsteinen an ein Edelmannsbarett befestigt war, von einer Mahlzeit, wo es Speck in Hülle und Fülle gab, von feurigem goldgelbem Tokayer und von Trefsi.

Trefsi! Istvan sprang von der Pusta auf, faßte

das nächste der bei ihm grasenden Pferde bei den Mästern, warf ihm die Zügel über, und hinein ging's über die Puzta ohne Sattel, ohne Bügel, daß die Heerde die Köpfe erschreckt hob und schnaubend durcheinander rannte.

Istvan galoppirte in den Wald. Manchmal setzte der Braune mit flatternden Mähnen über einen umgestürzten Baumstamm, dann wieder bückte sich Istvan, um einem niederhängenden Zweig auszuweichen, dann wieder ging es im fausenden Galopp über eine grüne Wiese, wo das Gras so saftig und grün war, als wäre hier ewiger Frühling, dann an dem Rande eines Sumpfes hin, daß die Wasservögel erschreckt und schreiend aufflogen. Da richtet sich Istvan im Sattel auf und sein gellender Ruf tönt durch die Einsamkeit, und die Sporen im Bauch des Braunen jagt er dahin. Jetzt lichtet sich der Wald, man hört Gelächter und Gesang und Zigeuner spielen auf — Istvan springt vom Roß, das von selber an die gefüllte Krippe läuft, und tritt in Tresi's Czarda.

Und er faßt das flinke braune Mädcl und die Zigeuner spielen auf, und die Sporen klingen und das Rößchen fliegt und die schwarzen Augen blitzen und der Busen wogt empor aus dem seidenen Tuch, und Istvan kommt erst am andern Morgen wieder zu seiner

Heerde. Er sucht eben ein versprengtes Pferd, als er dem Leibhusaren seines Gutsherrn begegnet. Der Leibhusar ruft ihn.

Istvan reitet trotzig näher. Er glaubt nicht anders, als der Gutsherr habe erfahren, daß er von der Heerde fortgeritten sei, und er solle, zum ersten Mal, denn der Herr war immer gütig gegen ihn, bestraft werden.

„Istvan“, sagte der Husar gütig, „ein großes Glück steht Dir bevor! Dominus erinnert sich, daß Dein Vater sein Leben für ihn gelassen, als er ihn vor den Zähnen des Wolfs errettete, er will es an Dir gut machen, was er dem Vater nicht mehr danken kann, und will Dich in die Stadt bringen und machen einen gelehrten Herrn aus Dir, der trägt einen Dolman und enge Hosen und der über dem Gute Verwalter ist und lateinisch spricht und die Czifos prügelt. Komm! Dominus fährt zur Stadt, Du sollst mit ihm fahren.“

Noch immer stand der Istvan da und schaute mit den großen schwarzen Augen herum, als habe er am Horizonte der unermesslichen Pusta etwas verloren.

„Was stehst Du da und gaffst? Besteig' Dein Pferd und komm, Dominus erwartet Dich.“

Alles drehte sich mit Istvan im Kreise, Wald und Pusta, Heerde und Husar, Reiherfedern und enge Hosen, ein geprügelter Czifko und —

„Hört, Husar gnädiges! Ich muß noch besuchen
Tresi.“

„Brauchst nicht, Istvan, findest in der großen
Stadt Mädcl viel schönere, mit Kleid so lang wie
Schweif vom Pferd meiniges und mit Haut so weiß
wie Federl, wo hat wildes Schwan unter die Flügel.
Dominus erwartet Dich!“

Und Istvan bestieg den Braunen, langsamer als
gestern, und ritt mit dem Husaren dahin. Der Husar
strich seinen langen Schnurrbart.

Der Schafpelz und der große Hut blieben auf
der Puzta liegen und die verwaiste Heerde versammelte
sich darum, umschnupperte scheu die seltsamen Gegen-
stände, und aus der Czarda schaute Tresi immer
nach der Gegend im Wald, wo die Wasservögel schrieen,
und Istvan verbeugte sich tief, fast bis zur Erde vor
dem Gutsherrn: „Domine! Domine!“

Und man fuhr in die Stadt und Istvan erhielt
enge Hosen, Schnürrock und Barett und wurde in ein
großes Haus gesperrt zu vielen Söhnen von Magnaten
und reichen Leuten und lernte mit ihnen Lateinisch und
viele andere Sprachen und gelehrte Dinge. Und als
er ausgelernt hatte, wurde er wieder nach Hause ge-
rufen und der Gutsherr war sehr erfreut, daß Istvan
so Vieles wußte und so schön seine Worte setzte, und

machte ihn zum Verwalter und er durfte mit dem Gutsherrn lateinisch reden und Schach spielen und konnte Czikos und Husaren prügeln nach Herzenslust und wurde überhaupt angesehen wie der Sohn eines Edelmanns.

Trefi fand er nicht mehr, als er mit Baret, Reiberbusch und Schnürrock an die Czarda ritt. Sie war fortgezogen mit ihren Freunden, den Zigeunern — schon lange. Der Leibhufar hatte ihr das Leben zu sauer gemacht, weil sie nichts von ihm wissen wollte. So erzählte der alte Jude, der jetzt die Schenke hielt.

Istvan fühlte zum ersten Mal in seinem Leben einen tiefen Schmerz. Der Husar war todt, hatte sich todtgetrunken — Istvan faßte den Juden an der Brust.

„Wo ist sie hin?“

Der Jude deutete auf einen wilden Schwan, der eben mit trägem Flügelschlag über den Wald dahinruderte.

„Fragt mich, Herr, wohin dieser Schwan fliegt, ich kann's Euch nicht sagen! Nehmt gnädigst an ein Gläschen Tokayer.“

Istvan that es an Aufwand den Adligen gleich, deshalb mochten sie ihn nicht. Eines Sonntags in der benachbarten Stadt wollten sie ihn nicht tanzen lassen mit der schönen Aranka, der Tochter des Richters.

Er schlug den, der es ihm wehren wollte, und mußte fliehen. Sein Dolman war zerfetzt von Messerstichen.

Da ließ ihn der Gutsherr rufen.

„Istvan“, sagte er gütig, „Du trägst einen feineren Dolman als ich, Dein Barett blitzt von Diamanten, an Deinen Füßen klingen silberne Sporen, Du machst der Tochter des Richters kostbare Geschenke und für jeden Tanz gibst Du den Zigeunern einen Silbergulden — woher nimmst Du das Geld, Istvan?“

„Ich verdiene es im Handel, mit Korn und Pferden, Domine!“

„Es ist gut, wenn Du so viel verdienst, bringe mir morgen die Rechnungen und die Kasse, Istvan!“

In der Nacht stieg Istvan über die Mauer des Hofes in den nahen Wald, suchte sein Pferd, das er während des Tages dort angebunden und ritt nach der Czarda Tresi's. Dort blieb er die Nacht über — am folgenden Tag ritt er weiter. Gold ist der beste Passirschein.

Der Kronleuchter war angezündet und beleuchtete die untadelhafte Gesellschaftstoilette des Herrn, der träumend in der Sophaecke saß, während dann und wann über sein Gesicht die Erinnerung wie Wetterleuchten zuckte.

Tresi!

„Der Herr Abbé Guérin!“ meldete der eintretende Diener.

Stanowsky sprang auf. Das kühle, gefällige Lächeln des Weltmanns legte sich auf sein Gesicht und glättete die letzten träumerischen Falten.

Der Angemeldete trat ein. Es war eine Priestererscheinung, wie man sie anderswo als in Paris selten, dort aber sehr häufig antrifft.

Abbé Guérin stand im Alter Stanowsky's, aber seine mittelgroße Gestalt zeigte weder jene frühzeitige Beileibtheit, noch die ascetische Magerkeit, welche katholischen Priestern in der Mitte des Lebens eigenthümlich ist. Abbé Guérin hätte nur nöthig gehabt, den bis an die Waden reichenden Priesterrock aus feinstem Tuch und von elegantestem Schnitt gegen einen Leibrock, seine schwarzseidenen Strümpfe gegen Pantalons, seinen breitrandigen Hut gegen eine profane Kopfbedeckung zu vertauschen, um in jedem Salon als feiner und lebenswürdiger Cavalier aufzutreten.

Abbé Guérin war ein schöner Mann; sein Gesicht von fast mädchenhafter Zartheit erhielt einen besondern Reiz durch den blauen Schimmer eines starken rasirten Bartes und durch ein paar mächtig große, ausdrucksvolle Augen. Abbé Guérin hatte eine sehr feine gepflegte Hand und seine Stimme war von seltenem Wohlklang.

„Ich bin, wie ich sehe, der erste hier!“ sagte der Abbé und sah sich dem Anscheine nach sehr überrascht um. „Ich vergesse immer wieder, daß Ihr Kinder der Welt eine ganz andere Lebensweise habt als wir Andern, die wir theilweise von ihren Genüssen ausgeschlossen sind.“

Der Priester sagte das sehr ernst und mild, dessenungeachtet riefen seine Worte auf dem Gesichte Stanowsky's ein feines Lächeln hervor.

„So sehr ich die frühe Ankunft Eurer Hochwürden beglückwünsche, so wenig möchte ich mir erlauben, dieselbe mit mangelnder Kenntniß der Sitten der Gesellschaft zu erklären — Euer Hochwürden verkehren so viel in allen Kreisen.“

„Ich bin Weltpriester“, sagte Abbé Guérin, demüthig die Augen niederschlagend, „und wie der Missionär die rauhen Sitten der Wilden annimmt, ohne sie zu lieben, damit er dem heiligen Evangelium leichter Eingang in ihre Herzen verschaffe, so mische auch ich mich hier und da unter die Kinder der Welt, um ihnen manchmal durch meine Gegenwart zuzurufen: Betet und thut Buße, denn der Tag des Gerichts ist nahe!“

Die Stimme des Priesters war zu solch ernstem Pathos angeschwollen, daß selbst Stanowsky ihn prüfend anschaute. Was bezweckte der Abbé mit seiner

frühen Ankunft und einer so salbungsvollen Conversation?

Das Gesicht Stanowsky's behielt daher den Zug freundlicher Ironie, als er sagte:

„Ich bitte für mich und die Kannibalen, die ich heute Abend eingeladen, im voraus um Ihre Absolution für die Sünden, die wir in Worten oder Handlungen begehen möchten.“

Das Gesicht des Priesters verlor seinen salbungsvollen Ernst und leicht hin fragte er:

„Wen haben Sie außer dem Baron Mondélon und den hübschen Sünderinnen, von denen Sie mir erzählten, noch eingeladen?“

„Lord Watkins.“

„Das ist der Engländer, welcher im Rennen den Preis gewonnen hat, aber dessenungeachtet in den Wetten enorme Verluste erlitt, weil er sich verpflichtet hatte, schon beim zweiten Umritt alle übrigen um eine Pferdelänge zu schlagen?“

„Derselbe.“

„Ist Watkins Katholik? Es gibt in England sehr eifrige Kinder der Kirche.“

„Soviel ich weiß, ist Watkins Protestant.“

„So! Wer kommt außerdem?“

„Graf Agenour.“

Der Priester nickte befriedigt mit dem Kopfe.

„Graf Agenour ist ein treuer Sohn der Kirche, ein Musteredelmann von vortrefflichen Sitten.“

„Er wird wahrscheinlich seine neue Geliebte mitbringen, eine reizende Grijette, die er im Temple oder Quartier latin aufgefunden.“

Der Priester runzelte die Stirn.

„Sicher hat der Graf sich des verlorenen Wesens angenommen, um es auf den Weg des Heils und der Tugend zurückzuführen.“

„Möglich! Vielleicht hält er ihr zu diesem Zweck einen hübschen Wagen und vielleicht führt der Weg des Heils und der Tugend durchs Bois.“

„Jedenfalls macht Graf Agenour durch seinen Eifer für Religion und Kirche es tausendfach gut, wenn er in einem Punkte fehlen sollte“, sagte der Priester ernst.

Darauf war allerdings nichts zu erwidern und Stanowsky fragte daher:

„Kennen Sie den Grafen Entretout, Herr Abbé?“

Der Priester schaute rasch auf.

„Nur dem Namen nach; er soll sehr reich sein, sehr zurückgezogen leben und sehr gern gesehen sein vom Kaiser.“

„Ganz richtig!“ sagte Stanowsky verbindlich lächelnd. „Graf Entretout wird heute Abend hier sein.“

Dem Priester gelang es kaum, eine gewisse Aufregung zu verbergen.

„Ich kenne Entretout vom Hörensagen als geistreichen Menschen — wäre es nicht einzurichten, daß ich neben ihn zu sitzen käme? Vielleicht auch könnten Sie Agenour in die Nähe placiren.“

Stanowsky lächelte noch verbindlicher, als er erwiderte:

„Eigentlich hatte ich es mir vorgenommen, meine Gäste sich setzen zu lassen, wie es ihnen beliebt, und für meine Person von dem übrig bleibenden Sessel Besitz zu ergreifen. Da Sie es indeß anders wünschen, werde ich Alles zu Ihrer Zufriedenheit zu ordnen suchen, Abbé! Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß auch in Graf Entretout's Gesellschaft sich eine Dame befindet, die er schon seit mehreren Jahren mit Aufwand seiner ganzen Revenue auf den Weg der Tugend zu führen sucht — Léonie Lebrun.“

Der Priester schaute Stanowsky scharf an.

„Ich kenne Léonie; sie ist besser als Ihr Ruf, sie hat im Falle ihres Todes ihr ganzes Vermögen der Kirche vermacht.“

„Das ist allerdings kein zu verachtendes Geschenk“, meinte Stanowsky; „es ist das Vermögen des nun ruinirten Herzogs von Charton und ein Theil der

Reichthümer des verrückten Fürsten Limidow, der durch Selbstmord endete.“

Der Priester blickte etwas mißmuthig auf den Ungar.

„Für die kurze Zeit Ihres hiesigen Aufenthalts kennen Sie die chronique scandaleuse ziemlich genau, doch wenn ich Ihnen für Paris einen guten Rath geben darf, so ist es der, sich nie für den Ursprung der Dinge allzusehr zu interessiren, die Ihnen begegnen. Jedenfalls wird, sollte Léonie Lebrun abgerufen werden, die Kirche von dem Vermögen dieser Dame einen bessern Gebrauch machen, als es der blödsinnige Herzog von Charton und der excentrische Limidow je vermocht hätten.“

„Si finis licitus est, etiam media licita sunt!“ sagte Stanowsky. „Der Zweck heiligt die Mittel.“

Des Priesters Augen flammten zornig auf, als wolle er etwas erwidern, da meldete der eintretende Diener:

„Madame Léonie Lebrun et Monsieur le comte d'Entretout.“

Graf Entretout führte seine Geliebte am Arm herein.

Der Graf war im schwarzen Leibrock mit weißer Weste. Madame Léonie Lebrun trug ihrer Gewohn-

heit nach ein einfaches, enganschließendes Kleid aus schwarzer Seide und als einzigen Schmuck in den Ohren zwei Brillanten, auffallend durch Größe und durch Feuer.

Léonie Lebrun erwiderte cordial die Begrüßung des Wirths. Sie musterte ihn ziemlich ungenirt und reichte ihm die Hand.

„Guten Abend, Stanowsky! Ich habe schon viel von Ihnen gehört, ich habe Sie schon heute Morgen gesehen, wenn ich nicht irre, bei dem rothen Fränkel. Sie ritten einen sehr hübschen Eisenschimmel. Sie reiten gut — ich reite auch gern. Schade, daß uns Alfred nicht eher bekannt gemacht hat, ich möchte einmal mit Ihnen reiten.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, hatte sich Léonie mit einer lautrauschenden graziösen Wendung ihrer Schleppe dem Priester genähert, der in nachlässig beobachtender Haltung an der weißen Marmorbrüstung des Kamins lehnte. Sie streckte ihm beide Hände hin.

„Si, sieh da, mein lieber kleiner Abbé, treibt sich in den Salons lebenslustiger Cavaliere herum, als ob er nie im Beichtstuhl armen Sünderinnen die schuld- bewusste Seele zittern machte.“

Der Priester ergriff die beiden Hände der Dame nicht, er schaute sie an mit einem mächtigen Blick seiner

großen Augen, und seine Stimme klang leise und vorwurfsvoll, als er sagte:

„Léonie Lebrun, welche einst in der Madelaine stundenlang zu Gott flehte um Vergebung ihrer Sünden, scheint nun vollkommen genug zu sein, um jener Erschütterungen nicht mehr zu bedürfen.“

Die leisen und eindringlichen Worte des Priesters machten auf Léonie sichtbaren Eindruck.

„Nein, nein“, sagte sie fast flehend, „nennen Sie mich nicht lau, ich bin es nicht. In der That, in den letzten Wochen war ich zerstreut, ich konnte nicht die nöthige Sammlung finden, in der allein man würdig ist, vor seinen Schöpfer zu treten. Ob ich Ihre Worte entbehren kann, Abbé? Ich habe sie nöthiger als je.“

Stanowsky, der mit Entretout einige Worte der Begrüßung wechselte, wollte es scheinen, als ob sich in die Blicke des Priesters, in die Bewegungen Léonie's etwas mischte, was nicht allein dem Himmel angehörte.

Auch Graf Entretout blickte manchmal hinüber.

Jetzt trat er zu der kleinen Gruppe.

„Mein Beichtvater! Alfred!“ stellte Léonie die Herren einander vor.

Der Priester schlug die Augen nieder und verbogte sich tief. Der Graf sah ihn mit halbgeschlossenen Augen kalt an.

„Léonie ist sehr fromm. Ich liebe es, wenn die Frauen fromm sind, es paßt das zu ihrer ganzen Anlage und füllt passend ihre freie Zeit aus.“

Léonie sah bestürzt auf den Grafen, er schien die Absicht zu haben, den Priester zu beleidigen. Dieser hob die demüthig niedergeschlagenen Augen und richtete sie auf den Grafen mit einem Blick vorwurfsvoller Milde!

„Der Herr Graf betrachten die Religion von einer sehr praktischen Seite. Wenn solche Anschauungen maßgebend sind unter den ersten Cavalieren des Kaiserreichs, so kann ich mich nur wundern, daß es französische Truppen sind, welche Seine Heiligkeit vor dem Angriff frecher Räuber beschützen.“

Der Graf zuckte die Achseln.

„Die Occupation Roms — ja, man läßt sie fort-dauern, weil man einmal sich auf die Sache eingelassen hat. Wenn man einen passenden Modus fände, man würde sich gewiß zurückziehen. Dieser lächerliche Zustand kann nicht ewig dauern.“

„Ich bin nicht eingeweiht in das Getriebe der höhern Politik“, begann der Priester wieder und seine Stimme bebte wie vor schwerverhaltenem Unwillen, „aber dennoch möchte ich glauben, daß die gesunde Vernunft des Kaisers und die Frömmigkeit der Kaiserin

mehr zur Sicherung des päpstlichen Territoriums beitragen haben als die von Ihnen angeführten Gründe.“

Der Graf gab sich nicht die geringste Mühe, den Spott zu verbergen, der über sein geistreiches Gesicht zuckte.

„Da haben wir's wieder, Euer letztes Reduit sind die Weiber. Ja, ja, die Kaiserin ist fromm und verehrt den Papst“ — Graf Entretout machte eine Verbeugung — „Sie gestatten den Vergleich, wie Léonie Lebrun ihren Beichtvater, aber sie ist fromm als Spanierin, wie Léonie als Pariserin, und deshalb ist ihnen beiden die Religion doch nicht viel mehr als ein Toiletteartikel, den man bloß deshalb so selten wechselt, weil er schon einige Jahrtausende in der Mode ist. Wissen Sie schon, Herr Abbé, daß Léonie gegenwärtig sehr eifrig Renan liest und auf dem besten Wege ist, Atheistin zu werden?“

„Alfred!“ rief Léonie flehend.

Der Priester bebte vor Wuth.

„In der That, nein! Das wußte ich nicht.“

Stanowsky horchte lächelnd auf das sonderbare Gespräch, und als sich der Priester ziemlich brüsk abwandte, zog ihn der Ungar leise auf die Seite und sagte:

„Man kann unmöglich der Beichtvater der Geliebten

sein und den Liebhaber zum Freund haben — darf ich Sie neben Baron Mondélon setzen? Er ist zwar Orleanist, sagt man, aber der ehemalige Minister Ludwig Philipp's ist ja einer der eifrigsten Vertreter der weltlichen Macht Seiner Heiligkeit."

Der Priester vermochte nicht ganz die Bitterkeit zu verbergen, die in seinem Herzen kochte.

"In der That, der Kaiser wählt seine Umgebung seltsam — in Sinnenlust und Eitelkeit verkommene Wüstlinge, welche durch ihre Maitressen geleitet werden."

"Wenn die Maitressen fromm genug sind, ihr ganzes Vermögen der Kirche zu vermachen, so dürfte diese Herrschaft nicht allzu sündhaft gefunden werden." Der Abbé schwieg. Stanowsky richtete seinen Blick spöttisch-vertraulich auf den Priester und fuhr fort:

"Gestehen Sie es zu, Abbé, Léonie Lebrun war im Begriff, Ihrem Einflusse entfremdet zu werden, Sie suchten sich ihr wieder zu nähern. Sie verbanden damit noch politische Zwecke bei ihrem Geliebten, die ich bloß vermuthe, nicht kenne. Der Plan war genial, aber zu kühn. Sie haben das Spiel verloren. Ich hätte Ihnen das voraussagen können, wenn Sie mich zu Rathe gezogen hätten. Graf Entretout ist ein Mann von seltenem Instinkt und von einer galanten Rücksichtslosigkeit sondergleichen."

„Ein Unverschämter!“ knirschte der Priester. „Was Sie von Plänen sprechen, mein bester Stanowsky, verstehe ich nicht.“

Stanowsky konnte seine Enttäuschung nicht ganz verbergen. Dieser Priester, dessen Einfluß selbst der Skandal im erzbischöflichen Palais und die Ungnade des Erzbischofs von Paris nicht zu brechen vermochten, der sich dreist in eine Gesellschaft mischte, wo die Wogen des Vergnügens am höchsten gingen, dieser Mann, so viel leuchtete Stanowsky ein, mußte durch eine Macht gehalten werden, welche höher stand als Erzbischof Darbov, und verfolgte Zwecke, welche über die einfache Mission eines Priesters hinausgingen. Stanowsky suchte fast mit Verletzung der geselligen Sitten den unheimlichen Schleier zu durchdringen, der über dem ganzen Wirken des hübschen Priesters ausgebreitet lag, um vielleicht daraus für sein eigenes gefährdetes Dasein einen Nothanker zu machen. Vergeblich. Als Stanowsky wieder nach ihm hinsah, schien der Abbé tief versunken in die Betrachtung der vom Eise eingeschlossenen, vom Nordlicht angestrahlten Polfahrer.

Stanowsky näherte sich dem Grafen Entretout und Léonie, welche, wie es schien, im ernstesten Gespräch auf einem Sopha saßen.

„Ich hielt Dich für stark, Léonie; Du nanntest

Deine Liebe zu mir oft Deine einzige Schwäche“, hörte Stanowsky den Grafen leise und eindringlich sagen. „Du, die Charton ohne Rührung geistig verkommen ließ, welche die Nachricht vom Tode Limidow's mit einem Witz entgegennahm, gegen mich behauptetest Du nichts zu sein als ein schwaches liebendes Weib. Du weißt, ich habe von dieser Liebe nie ein Opfer verlangt, ich habe Thorheiten für Dich begangen, wie Limidow und Charton; Du hattest niemals nöthig, auf die sonderbarste Deiner Launen zu verzichten — nun ja, heute verlange ich zum ersten Mal die Gewährung einer Bitte: wende Dich ab von dem finstern Gesellen, den wir eben gesprochen und der eine ganz seltsame Macht über Dich zu besitzen scheint. Léonie, auch ich liebe Dich, es ist eine Tollheit, Dir's zu gestehen, aber wenn Du es verlangtest, ich würde Dich selbst zu meinem Weibe machen.“

Léonie hatte erst befangen, dann gerührt dem Geliebten zugehört. Sie schüttelte das wunderbar glänzende Haar, das goldig auf Schultern von jener bläulichweißen durchsichtigen Färbung niederwallte, wie man sie oft auf den Gemälden alter Meister trifft.

„Alfred“, sagte sie weich, „wenn Du thöricht genug bist, mir ein solches Anerbieten zu machen, ich bin nicht so eitel, es anzunehmen. Was ich bin, will

ich ganz fein, der böse Engel Limidow's und Chartons soll keine Scheingräfin werden, über welche ganz Paris lächelt. Ich kann ihren Fluch ertragen, aber nicht ihren Spott."

"Du magst Recht haben", sagte Entretout leise, "aber bring' mir das Opfer, laß von diesen Priestern."

Léonie schlug die Augen nieder und ihren schönen Körper erschütterten leise Schauer.

"Ich kann nicht, Alfred! Ich fürchte mich vor dem Tode. Oft des Nachts treten die Schatten Limidow's und Charton's vor mich hin, und auch Du manchmal, als ob ich Dich schon ermordet hätte, und dann finde ich nur Trost in dem Zuspruch eines Priesters."

"Sonderbarer Wahn!"

"Nenn's Wahn, nenn' es, wie Du willst, Alfred. Ich kann nicht anders. Es ist die letzte und einzige Hoffnung, die einer verlorenen Seele übrig bleibt. Der Wahn ist so alt wie die Welt und Millionen halten daran fest, das schon ist ein Trost."

"Und findest Du diesen Trost nirgends als bei jenem sonderbaren Gesellen, der halb Geck, halb Priester ist?"

"Keiner vermag mich so eindringlich zu überzeugen, daß ich nicht ganz für die Ewigkeit verloren bin, als er. Ich zittere vor dem Gedanken, daß er, durch Deine seltsamen Reden verlegt, sich von mir abwendet."

Léonie Lebrun beugte sich fast flehend zu dem Geliebten. Wie sie so, das schöne Haupt gesenkt, die Hände gefaltet hatte, konnte sich selbst Graf Alfred einer gewissen Rührung nicht erwehren. Auch Stanowsky betrachtete mit Bewunderung die herrlichen, geschmeidigen Formen des schönen Weibes, das in dieser demüthigen Stellung von unendlichem Liebreiz übergossen schien. Die rothen Haare fielen etwas in das edelgeformte bleiche Gesicht und lagen in phantastischen Windungen auf der entzückenden Rundung des schlanken Halses, an den mattgoldenen Wimpern der halbgeschlossenen Augen hing eine Thräne.

„Mademoiselle Pinkerton — Lord Watkins“, meldete der Diener.

Als sich Stanowsky umwendete, sah er die Augen des Priesters mit verzehrender Glut auf Léonie Lebrun gerichtet.

Lord Watkins war der lange rothbärtige Brite, den wir schon auf seinem Fuchse als Sieger in Longchamps kennen gelernt haben. Er hatte das Jockeygewand mit einem Frack, einer weißen Weste und citronengelben Beinkleidern vertauscht und sah aus wie ein frischgewaschener Pferdewärter, der einen öffentlichen Ball besucht. Miß Pinkerton, welche prätentiv an seinem Arm hing, war von Lord Watkins

nach Paris gebracht worden, um am dortigen Conservatorium für Musik eine ganz abscheuliche Stimme auszubilden und den Lord während der Zeit, die er außerhalb des Pferdestalls zubrachte, durch unverschämte Bemerkungen über die Pariser zu unterhalten.

Miß Pinkerton war eine lange wattirte Gestalt von etwa dreißig Jahren, trug ein braunseidenes Kleid mit einer ganz seltsamen Verzierung von Stahlperlen, sodann die beiden nationalen Schmachtlöcken, die melancholisch auf ein paar knochige Schultern fielen, besaß ein rundes mageres Gesicht auf einem sehr langen Hals, kleine, etwas schiefstehende Augen, einen ziemlich breiten Mund mit schmalen Lippen, der sich fortwährend spöttisch verzog, und beschäftigte sich seit ihrem Eintritt damit, einen goldenen Zwicker, der an einer langen goldenen Kette um ihren Hals hing, auf einer Nase zu befestigen, welche vermöge ihrer concaven Bauart zu jedem andern Zwecke viel eher geschaffen schien und auch alle bezüglichlichen Bemühungen der Miß gründlich vereitelte.

Des Lords gewöhnliches Unterhaltungsthema bestand darin, seinem Zuhörer zu erklären, daß die Franzosen die schlechtesten Reiter von der Welt seien, von Zucht und Behandlung der Pferde auch nicht ein Jota verstünden und deshalb als Menschen wie als Nation

einer weitem Beachtung gar nicht gewürdigt zu werden verdienten.

Er hatte dies den Franzosen schon so oft und mit solch naiver Grobheit ins Gesicht gesagt, daß sie sich endlich daran gewöhnten, ihn als ungefährlichen Spaßmacher seine barocken Behauptungen auskramen ließen, ihm manchmal sogar scherzhaft zustimmten und den Lord, dessen Eigendünkel nie zu der Vermuthung kam, daß man sich über ihn lustig machte, in seinen Urtheilen noch bestärkten.

Als daher Stanowsky mit einer tiefen Verbeugung gegen die Miß dem Lord gratulirte zu seinem Sieg in Longchamps, wurde der Lord ganz entrüstet über eine solche Beleidigung und schrie:

„Beglückwünschen Sie mich, wenn ich hab' gewonnen beim Derbyrennen. Wenn ich wieder reite in Longchamps, werd' ich leihen ein Pferd der Compagnie impériale.“

„Well!“ sagte die Miß, noch immer mit der Befestigung ihres Zwickers beschäftigt. „Es ist kein Ruhm, zu gewinnen unter so schlechte Cavaliere und Reiter! „C'est malhonnête!“

Stanowsky lächelte. Er kannte die Eigenthümlichkeit des Lords und suchte die übrige Gesellschaft zu belustigen, indem er dieselbe herausforderte.

„Sie sollen indessen doch bedeutende Summen in Wetten verloren haben, Mylord, und auch der Sieg wurde Ihnen lange streitig gemacht und wäre Ihnen vielleicht ganz entgangen, wenn Baron Mondé lion nicht gestürzt wäre.“

Der Lord war betroffen und sein schwerfälliges Gehirn hatte nicht gleich eine neue Renommisterei bereit, um auf diese Anklage zu antworten.

Miß Pinkerton hatte indeß den Zwickel siegreich auf der sich verdickenden Spitze ihres Näschens aufgepflanzt und balancirte ihn mit Erfolg dadurch, daß sie den Kopf noch arroganter als gewöhnlich zurücklegte.

„D“, rief sie, als der Lord nicht gleich mit einer Antwort bereit war, „Mylord haben mir schon vor dem Rennen gesagt, daß Sie werden verlieren eine bedeutende Summe freiwillig, weil es wäre eine Unredlichkeit, zu nehmen so leicht einen Preis, ohne zu bezahlen.“

„Yes“, fuhr der Lord fort. „Ich waren auch sehr erstaunt über diesen Mondé lion, bin aber nicht mehr erstaunt, denn ich haben gehört, daß er ist ein Engländer, ein englischer Oberst.“

„Baron Mondé lion ist ein so guter Franzose als irgend einer; daß er zufällig ein englisches Oberstenpatent besitzt, ändert nichts an seiner Nationalität.“

„Oh yes! Wendert sehr viel. Wenn man ist englischer Oberst, ist man kein Franzose.“

„Aber das Pferd, das er ritt, ist ein echt französisches.“

„Pferd wuo reitet englischer Oberst, ist englisches Pferd!“ entschied der Lord.

„Mademoiselle et Monsieur Jaccard — Mademoiselle Berton — Monsieur le Baron Mondélion.“

Aller Augen richteten sich auf die Thür, selbst die düstern Blicke des Priesters wendeten sich von Léonie ab.

Stanowsky fühlte eine Beengung wie Furcht; jetzt zum ersten Mal hatte er einige Zweifel, ob Mondélion den Scherz, den er sich mit ihm erlaubte, so ruhig hinnehmen werde, als er es bisher vorausgesetzt.

Louison Jaccard und Nini Berton traten zuerst ein, und selbst die ernste, gefasste Louison blieb fast bestürzt stehen, als sie sich in einem taghell erleuchteten Salon fünf unbekanntenen Personen gegenüber befand. Aber während das Erstaunen dem Gesichte Louison's wieder jenen finstern, verachtenden Zug gab, der ihr der Welt gegenüber zu Gebote stand, spiegelte sich die Ueberraschung auf dem Gesichte Nini's mit solch drolig naivem Ausdruck wieder, daß die ganze Gesellschaft mit Ausnahme des Priesters zu lächeln begann. Wäh-

rend Louison in dem einfachen, fast nonnenhaften Kleide erschienen war, in welchem wir ihr im Bois de Boulogne begegnet sind, hatte Nini, nachdem sie ihren Jean durch ein Duzend Magazine gehezt, für hundert- undfünfzig Francs endlich ein Kleid von hellblauem Stoff erstanden, welches von Schleifchen und Volants über und über bedeckt war und aus dem die schönen Schultern Nini Berton's wie indische Rosenknospen in einem Bouquet von Kornblumen hervorragten. Sie hatte dem niedlichen Kleid jedoch einen ganz sonderbaren thurm hohen Kopfspuz beigefellt, wie ihn ältere brünette Damen zu großer Toilette im Theater zu tragen pflegen. Unter kirschrothen Sammtschleifen und großen citronengelben Rosen verschwand Nini's schönes blondes Haar und ein Theil ihres niedlichen Gesichtchens fast vollständig. Ein paar hellgelbe Handschuhe, welche ihr jedoch viel zu groß waren und ein paar Stiefeletten, auf deren hohen, ausgeschweiften Absätzen sich Nini nur mit großer Vorsicht bewegen konnte, vollendeten einen Anzug, welcher selbst dem Baron Mondélon im ersten Augenblick ein Lächeln abgelockt hatte.

Sein Zartgefühl ließ es jedoch nicht zu, irgend eine Bemerkung zu machen, denn er hatte Scharfblick genug, um die wahre Ursache von Nini's Eleganz sofort zu errathen.

Um so wohlthruender berührte es den Baron, Louison wieder in demselben ärmlichen Anzuge zu sehen wie gestern und in ihrem traurigen Gesichte zu lesen, daß sie die Puffsucht Nini's nicht billige. Sie hatte in der That auch Alles gethan, was sie vermocht hatte, um Nini zu veranlassen, wenigstens von dem abscheulichen Kopfsputz abzustehen, aber Nini wollte nicht ein Blättchen, nicht eine Schleife ablassen von all den schönen Dingen, womit sie ihre Gestalt geschmückt, und warf Louison endlich vor, sie wolle ihr nur aus Neid die Freude verderben.

Da hatte Louison geschwiegen. Was lag schließlich auch an dem Urtheil des Gecken, der sie eingeladen, und Mondéliou war wohl auch nicht besser als die Andern.

So waren sie denn, Jean in Studentenrock und weiter Hose, in dem Coupé Mondéliou's fortgefahren und standen nun da, angestarrt wie Geschöpfe aus einer andern Welt von einer Gesellschaft von Leuten, welche sich mit Ausnahme des Grafen Entretout und Stanowsky's nicht die geringste Mühe gaben, die Ueerraschung und Neugierde zu verbergen, welche der Eintritt der jungen Mädchen verursachte.

Während die Augen des Priesters wie strafend, die Blicke Léonie's mit dem Ausdruck gutmüthigen

Verständnisses auf den beiden Kindern ruhten, machten der Lord und seine Begleiterin nicht die geringste Anstrengung, ihren Gesichtern einen andern Ausdruck als den des böddesten, unverschämtesten Staunens zu geben.

Borzüglich Miß Pinkerton trat, den widerspenstigen Zwickel mit der Hand vor die Augen haltend, so nahe an Louison heran, daß diese mit einem entrüsteten Blick zurückwich.

Nini Berton wußte in ihrer Verlegenheit nichts Anderes zu thun, als ihren schönsten Knix zu machen, welcher sogar auf Léonie's Lippen ein leichtes Lächeln hervorrief, Miß Pinkerton jedoch zu dem vernehmbaren Ausruf hinriß:

„O, Mylord, sehen Sie, die kleine Person ist zu komisch!“

Léonie Lebrun eilte herbei, nahm Nini Berton unter den Arm und ließ sie neben sich sitzen.

„Sie erlauben, mein liebes Kind!“ sagte sie mit echt weiblichem Takt. „Ihre Coiffüre ist im Wagen etwas in Unordnung gerathen.“

Und damit griff sie mit geschickten Händen in den Kopfsputz, drückte Schleifen und Blumen unbarmherzig zusammen, zog da und dort eine blonde Locke darunter hervor und brachte in wenigen Sekunden eine wenn auch nicht geschmackvolle, doch erträgliche Toilette zu Stande.

Dann flüsterte sie Nini Berton ins Ohr:

„Wenn Sie wieder grüßen, liebe Kleine, dann neigen Sie bloß ein wenig den Kopf, wir sind nicht würdig genug für tiefe Complimente.“

Wer Léonie Lebrun in diesem Augenblick sah, wie sie sich mit dem fremden Mädchen beschäftigte, der wußte auch, worin der Zauber lag, der Charton ruinirte, Limidow tödete und Entretout in Fesseln schlug; die Franzosen haben dafür den Ausdruck charme, den wir sehr ungenügend mit „Liebreiz“ übersetzen. Charme ist Grazie und Liebreiz zugleich.

Aber es sah Niemand auf Léonie Lebrun und ihren Schützling, sondern Alles auf den Baron Mondéliou, der mit dem Studenten eintrat.

Ein leichtes Roth lag auf dem Gesichte des Barons, als er mit dem ihm eigenthümlichen raschen Blick die Gesellschaft überschaut hatte.

Auch Jean Saccard schien überrascht, aber er trat ein mit der burschikosen Nonchalance, die ihm eigen war.

Stanowsky, nachdem er Louison und Miß Pinckerton einander vorgestellt hatte, was letztere zu einem gewaltigen „O, Mylord!“ veranlaßte, wendete sich mit ausgestreckter Hand zu Mondéliou.

„Beste Freund“, flüsterte er, „nicht wahr, Sie zürnen mir nicht? Sie wissen, ich führe offenes Haus,

und gerade heute ist es, als ob sich alle meine Bekannten hier Rendezvous gegeben hätten, und ich habe leider nicht die gesellschaftliche Unsitte, durch meine Diener sagen zu lassen, ich sei nicht zu sprechen, wenn alle meine Fenster beleuchtet sind."

Mondéliou kam dem Flüstern Stanowsky's nicht entgegen und schien die ausgestreckte Hand nicht zu bemerken.

"Jene Unsitte ist indessen manchmal sehr wohlthätig, um sich lästige Besuche fern zu halten!" sagte Mondéliou so laut, daß Stanowsky sich verlegen umsah, ob Niemand sie belausche.

Stanowsky erinnerte sich, daß er bis jetzt den Baron vergeblich besucht.

"Die jungen Damen sehen heute reizend aus, vorzüglich die große schwarze!" sagte Stanowsky verbindlich.

Mondéliou wies auf den Studenten.

"Ich bitte Ihrem Entzücken gegen Herrn Jaccard hier, als dem Bruder der einen, dem Bräutigam der andern der beiden Damen, Ausdruck zu geben!"

Damit ging Mondéliou auf den Grafen Entretout zu, der bei der Annäherung des Barons sich erhob.

"Graf Entretout?" fragte Mondéliou. "Ich kenne Sie vom Bois."

„Leider nur vom Bois!“ sagte Graf Entretout lächelnd. „Und warum kennen wir uns bloß vom Bois, das heißt, nur von Ansehen und Namen? Sie berühren damit sehr unumwunden eine der Misèren unseres gesellschaftlichen Lebens, die Blasirt-heit. Männer von gleichem Stand und Alter sehen sich täglich, kennen sich, dank der Klatscherei gegenseitiger Bekannten, auf das genaueste, sie würden sich vielleicht achten und lieben und sie wissen das, aber keiner macht den ersten Schritt der Annäherung, mit kalten Gesichtern fährt man an einander vorbei und bleibt sich ewig fremd.“

„Meine Annäherung mag Ihnen beweisen, daß meine Achtung vor Ihrer Person nicht ganz in der gesellschaftlichen Misère untergegangen ist. Ich bin zu Ihnen gekommen, trotzdem man Sie blasirt nennt!“

„Nennt man mich so?“ lächelte der Graf und über sein Gesicht flog der Uebermuth des geistreichen Lebemanns. „Man hat Unrecht, fragen Sie Léonie, und daß ich hier bin, mag Ihnen der beste Beweis sein für mein Interesse an dem Leben Anderer.“

Mondélon lächelte.

„Einen blöden Landjunker in der Falle zu sehen, ist vielleicht pikant genug.“

„Nein, nein!“ rief Entretout. „Das war's nicht!“

Wahrhaftig nicht, wenigstens nicht allein. Vorzüglich führte mich der Wunsch hierher, Ihnen näher zu treten; wie viel sich von der uns angeborenen Bosheit in unsere besten Entschlüsse mischt, wer mag das entscheiden?"

Mondé lion schwieg. Wenn er in die eigene Brust griff, so fühlte er, daß Entretout Recht hatte; wie wenige unserer uneigennützigsten Bestrebungen sind ganz rein von selbstischen, ja niedrigen Beweggründen!

Entretout fuhr fort:

„Daß wir uns nicht eher trafen, daran mag wohl auch der Umstand Schuld haben, daß Sie wenig Gesellschaften besuchen, zum Beispiel nicht zu Hof gehen.“

Mondé lion blickte mißtrauisch auf.

„In der That, das mag sein. Ich wähle eben gern meine Gesellschaft und überliefere mich ihr nicht aufs Ungefähr.“

Entretout schüttelte den Kopf, als wisse er recht gut, daß Mondé lion ihm nicht die Wahrheit sage.

„Man wählt am leichtesten, wenn man die Wahl hat. Man sagt, Sie lieben den Kaiser nicht.“

Entretout hielt den scharfen und etwas mißmuthigen Blick, mit dem ihn Mondé lion betrachtete, ruhig aus.

„Ich habe keinen Grund, ihn zu lieben, er

hat meiner Familie und Frankreich wenig Gutes gethan.“

„Ihrer Familie, möglich — unter den Erfordernissen der Allgemeinheit muß der Einzelne leiden — aber Frankreich? Er hat es meiner Ueberzeugung nach gerettet. Möglich, daß er seine Fehler hat, ich kenne deren sogar, ich schraube seinen Charakter und sein Talent nicht zu der idealen Höhe seiner Panegyriker hinauf, aber er ist der Mann der Situation, die er, wenn auch nicht immer zu beherrschen, doch stets zu benutzen verstand. Ich liebe ihn ferner als den intelligenten Menschen und den dankbaren, stets opferbereiten Freund.“

„Als alles das kenne ich ihn eben nicht“, sagte Mondélon. „Mir ist es nicht bekannt, daß er Frankreich gerettet hat, sondern ich sehe mein Vaterland durch ihn an einen Abgrund geführt, in den es unfehlbar stürzen muß.“

„Wenn es nicht durch die Familie Orleans gerettet wird“, unterbrach ihn Entretout.

Baron Mondélon sah dem Grafen ernst ins Gesicht.

„Es ist wahr, ich liebe die Orleans als die Gönner meiner Familie durch viele Jahrhunderte hindurch; als sie den Thron Frankreichs verlassen mußten, war ich trotz meiner Jugend tief erschüttert, dennoch aber

denke ich jetzt, wenn ich eine Aenderung der Regierung wünsche, nur an mein armes mißbrauchtes Vaterland, nicht aber an die Interessen einer einzelnen Familie."

„Und ist das Wohl eines Landes von den Interessen Einzelner zu trennen? Ich glaube nicht. Frankreich kann sich momentan für Ideen begeistern, sein Volk kann wunderbare Thaten und außerordentliche Frevel beginnen unter dem wehenden Banner einer unverstandenen Phrase, aber es kann nicht leben und gedeihen unter der Herrschaft des reinen Princips, es braucht die sichtbare Repräsentation der Staatsgewalt und jede bestehende, so schlecht sie sei, ist einer Umwälzung und der Schädigung aller Interessen, welche sie im Gefolge führt, vorzuziehen. Ich hasse die Revolutionen, denn sie sind etwas Häßliches.“

Baron Mondélon antwortete nicht, zum Zeichen, daß er das Gespräch in dieser Richtung nicht fortzusetzen wünschte.

Graf Entretout reichte ihm die Hand.

„Lassen Sie uns Freunde sein, was auch die Zukunft bringe und nach welcher Seite hin auch unsere Bestrebungen auseinander gehen mögen. Darf ich Sie Léonie Lebrun vorstellen, welche den unglücklichen Sieger von Longchamps schon seit gestern kennen lernen möchte?“

Mondélon konnte nicht ausweichen, so sehr er

Léonie Lebrun ihrem Ruf nach kannte und verab-
schiedete.

Léonie bemerkte die Näherkommenden nicht. Sie hatte mit Nini Berton eine Unterhaltung angeknüpft, wie man etwa mit einem Kinde spricht.

Léonie Lebrun saß vorgebeugt und lauschte mit lachendem Gesicht den Antworten des jungen Mädchens.

„Und wenn nun Jean aus dem Colleg oder den Spitälern nach Hause kommt, was thun Sie dann?“

„Dann essen wir.“

„Und dann?“

„Gehen wir auf den Boulevard spazieren, wo die vielen Menschen sind, und schauen in die prächtigen Läden.“

„Da haben Sie dann wohl viele Wünsche?“

„Ach ja, aber —“

„Aber?“

„Wir sind nicht reich“, sagte Nini traurig.

„Armes Kind! Reichthum macht nicht glücklich.“

„Nicht? O ich dünkte doch, man müßte sehr glücklich sein, wenn man alle Tage ein anderes schönes Kleid anziehen und in einer Kutsche fahren und immer in maison dorée essen kann.“

„Nicht immer, mein thörichtes Mädchen; übrigens bist Du ja sehr hübsch gekleidet.“

„Ja, das Kleid hat mir heute Jean gekauft, es kostet einhundertfünfzig Francs; er hat heute fast zweihundert Francs für mich ausgegeben.“

„Ei, ei! Dann liebst Du Jean wohl recht sehr?“

„Ach ja, aber er hat nicht oft so viel Geld, um es für mich auszugeben.“

In diesem Augenblick stellte Graf Entretout den Baron Mondéliou vor.

„Sie haben uns hier ein reizendes Kind gebracht, Baron.“

In diesem Augenblick hörte man Miß Pinkerton mit lauterer Stimme, als es die gesellschaftlichen Gewohnheiten eigentlich zuließen, ausrufen:

O Mylord! Das ist noch nicht dagewesen, das ist sehr impertinent.“

Auch Lord Watkins erhob seine Stimme.

„O, das ist sehr stark! Das kann man sich nicht gefallen lassen, ich will haben Satisfaction.“

Mondéliou verbeugte sich kurz vor Léonie Lebrun und dem Grafen und wandte sich nach der Richtung, woher die aufgeregten Stimmen Mylords und der Miß erklangen.

Er sah dort Louison stolz aufgerichtet mit glühenden Wangen und blitzenden Augen und vor ihr gelb vor Zorn wie eine zischende Schlange Miß Pinkerton,

welcher vor Erregung selbst ihr Zwickel entfallen war, ohne daß sie daran dachte, ihn wieder aufzunehmen.

Hinter ihr, Mund und Augen vor Entrüstung weit offen, stand der Lord und reckte seine Handgelenke, als ob er Louison demnächst einen regelrechten Boxerstoß zwischen die beiden Augen versetzen werde. Dabei rief er fortwährend:

„O, o! Das ist sehr unverschämt! Ich will haben Satisfaction.“

Mit zusammengezogener Stirn trat Mondélion näher.

„Was geht hier vor, Mademoiselle Louison? Kann ich Ihnen dienen?“

„Gewiß, indem Sie mich so schnell als möglich von diesem Orte hinwegbringen, an welchen Sie mich nie hätten führen sollen.“

Zwei große Thränen rannen langsam über Louison's Wangen herab.

„Hat man Sie beleidigt?“

„Man hat mich gefragt, ob ich oder Nini die Geliebte des Barons Mondélion sei; ich habe geantwortet, daß ich die Geliebte von Niemand sei und daß ich nie meinen Fuß über die Schwelle dieses Hotels gesetzt haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß ich in die Gesellschaft schamloser Maitressen käme.“

Oh, oh yes, das hat sie gesagt, das ist sehr unverschämt, ich will haben Satisfaction."

„Sie haben noch zu mild geantwortet, Fräulein Louison; ich bin, wie Sie wissen, getäuscht worden wie Sie und bin untröstlich darüber, Sie in die Nähe von Leuten gebracht zu haben, welche die Gewohnheiten des Pferdestalls mit den Sitten der Londoner Strandkneipen vereinigen.“

Der Lord schob die Miß ohne Umstände in den Hintergrund und trat vor sie hin.

„O, Pferdestall, Strandkneipe, wuo sich besäuft Matrose mit schlechte Weibsbild, das ist eine Beleidigung, Sir, sehr große Beleidigung.“

„Graf Entretout wird ohne Zweifel so freundlich sein, sich mit Ihnen morgen eingehender darüber zu unterhalten, für jetzt wollen wir die widerwärtige Scene beendigen.“

Mondélion hatte die letzten Worte englisch gesprochen, der Lord wurde noch röther und antwortete:

„Sie meinen ein Duell? Sie sind englischer Oberst — ich schlage mich nicht mit einem Landsmann. Wenn Ihr Fräulein der Miß abbittet, wollen wir die Sache gut sein lassen.“

„Ich bin so wenig Ihr Landsmann, als Fräulein Jaccard Abbitte leisten wird. Ich habe mein englisches

Patent schon seit längerer Zeit verkauft und bin französischer Edelmann. Ich achte die englische Nation wegen vieler vortrefflicher Eigenschaften hoch und deshalb bedauere ich es um so mehr, daß Ihre Gesellschaft meist ihren Abschaum nach Paris sendet, Leute, welche sich ebenso lächerlich machen, als sie brutal und abgeschmackt sind."

Der Lord wurde sehr blaß, soweit dies seine Sommersprossen zuließen.

"O, Sie wollen mich absichtlich beleidigen, Sir! Ich dulde nicht, daß man mir sagt, ich sei Abschaum. Sie wollen sich mit mir schlagen — well, Sie sollen sich mit mir schlagen und ich werde suchen Sie todtzuschießen — das werde ich, goddam!"

Damit drehte der Lord dem Baron den Rücken, die Miß warf Louison noch einen hochmüthigen Blick zu und sagte zu Mondéliou:

"O, Mylord ist ein sehr guter Schütze!"

Dann folgte sie Mylord nach einem der Sophas. Mondéliou hat Louison noch einen Augenblick zu verweilen und wandte sich an Entretout, der dem ganzen Streit aufmerksam zugehört hatte.

Louison widersprach nicht. Trotzdem der letzte Theil der Unterhaltung in einer ihr fremden Sprache geführt worden war, ahnte sie den Inhalt; eine-furcht

bare Angst trat an die Stelle ihres Zorns, sie erinnerte sich, daß Mondélion ja ebenso getäuscht worden war wie sie selber und eigentlich nur aus Rücksicht für sie und ihren Bruder seine Begleitung angetragen hatte.

Stanowsky und ihr Bruder näherten sich ihr. Der Student hatte heute sehr viel Gefallen gefunden an dem jovialen, scheinbar freimüthigen Wesen Stanowsky's. Dieser hatte sich recht vielmal entschuldigt, daß er durch noch andere Gäste überrascht worden sei, und der Student, dessen warmer, unverfälschter Natur jede Peinlichkeit in solchen Dingen fern lag, hatte sich der wechselnden Unterhaltung des Ungarn rückhaltlos überlassen.

Einige Complimente, welche Stanowsky über die Schönheit Nini's einfließen ließ, hatten ihm das Herz Jaccard's vollends gewonnen. Sie hatten in einem Nebenzimmer auf das Wohl der niedlichen Blondine getrunken, Jean Jaccard hatte die einfache Geschichte Nini's erzählt und war unermülich in der Schilderung des eigenthümlichen Zaubers, der dieser kindlichen Natur innewohnte.

Stanowsky hatte einigemal mit dem Kopfe genickt, als habe er diesen Zauber bereits erfahren, und einigemal durch die Portiére einen Blick hinausgeworfen auf das niedliche Geschöpf, welches sich auf

das eifrigste mit Léonie Lebrun unterhielt und des Erzählens gar nicht müde werden konnte.

Die lauten Ausrufe Lord Watfins' und seiner Geliebten riefen sie in den Salon zurück. Stanowsky hörte die letzten Worte der Unterredung zwischen Mondélon und Watfins und ein Blick in das bleiche, verstörte Gesicht Louison's sagte ihm, wo er die Ursache des Streites zu suchen habe.

Ohne den Hergang genau zu kennen, entschuldigte er sich bei Louison unzählige Male wegen des Vorgefallenen. Louison richtete den Blick starr auf ihn.

„Der Baron will sich mit dem Lord schießen, nicht wahr?“

„Wenn ich anders die zwischen beiden gewechselten englischen Worte recht verstanden habe, ja.“

Louison sah dem Abenteuerer mit einer Art zorniger Angst ins Gesicht.

„Das darf nicht geschehen! Hören Sie, das darf nicht geschehen!“

Stanowsky zuckte mit einem seltsamen Lächeln die Achseln.

„Wer will zwei ebenbürtige Cavaliere hindern, sich die Hälse zu brechen?“

Mit einem schmerzlich verächtlichen Lächeln sah ihn Louison an.

„Sie haben all das Unheil angerichtet durch Ihre Doppelzüngigkeit, und jetzt sind Sie zu feig, nur einen Finger aufzuheben zu seiner Abwendung.“

Das traf. Unter dem Worte „feig“ zuckte Stanowsky zusammen, wie unter einem Peitschenhieb.

„Ja, ich will es, gewiß, ich werde die Sache ordnen.“

Ein paar Worte Mondéliion's genügten, um Graf Entretout von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und um seine Zeugenschaft bei dem Zweikampf zu bitten.

Im Begriff, sich umzuwenden, um Jean Jaccard und seine Schwester zum geräuschlosen Verlassen der Gesellschaft aufzufordern, befand sich Baron Mondéliion dem Priester gegenüber, welcher, seine mächtigen Augen auf ihn richtend, mit ernster Milde sagte:

„Mein ist die Rache, sagt der Herr.“

Der Baron machte eine ungeduldige Bewegung, besaß jedoch genug von der in Frankreich üblichen oberflächlichen Courtoisie gegen den geistlichen Stand, um mit einer Verbeugung zu sagen:

„Leider gestatten uns die Ehrengesetze der Gesellschaft nicht immer, den erhabenen Lehren der Religion zu folgen.“

Bereits war Stanowsky an der Seite des Priesters.

„Herr Baron Mondéliion — Herr Abbé Guérin.“

„Guérin! Guérin!“ sagte Mondélon und eine in ganz wunderbarem Französisch erzählte Geschichte Bingris' dämmerte wieder in seinem Gedächtnisse herauf.

„Sind Sie derselbe Abbé Guérin, welcher Secretär des Erzbischofs war?“

Der Priester erbleichte.

„Derselbe.“

„Dann danke ich für Ihren geistlichen Zuspruch, Herr Abbé, ich kann ihn entbehren.“

Mit dem Ausdruck wüthenden Erstaunens blieb der Priester wie angewurzelt stehen.

Stanowsky faßte ein leises Grauen, als er den Blick sah, mit dem der Priester dem Baron nachschaute.

„Um des Himmels Willen, was haben Sie gethan! Sie beleidigen ohne Grund einen unserer einflußreichsten Geistlichen. Wer denkt noch an jenes Abenteuer am Thore des erzbischöflichen Palais? Aber die Macht dieser Leute ist groß, Baron.“

„Gleichviel, ich werde nie den Blick niederschlagen vor einem Heuchler. Sie werden mich und die mit mir gekommenen, entschuldigen, wenn wir eine Gesellschaft verlassen, in die wir bloß Störung zu bringen bestimmt scheinen.“

„Nun ja, ich bedaure Ihr Scheiden tief, aber ich sehe Ihre Gründe ein. Nur eins noch, lieber Mondélon“

— Stanowsky suchte die Hand des Barons zu ergreifen — „die Sache mit Watkins muß arrangirt werden, Sie dürfen sich nicht schlagen wegen einer Lappalie.“

Mondé lion machte kühl seine Hand los und sagte:

„Es muß Ihnen überlassen bleiben, die Beleidigung eines ehrbaren, schutzlosen Mädchens für eine Lappalie zu halten oder nicht, aber auch mir bitte ich die Entscheidung darüber zuzugestehen, ob ich einen frechen Dummkopf züchtigen darf oder nicht. Ich verbitte mir jede Einmischung, Stanowsky, hören Sie, denn Sie zwingen mich dazu, Ihnen das zu sagen; nur der Umstand, daß ich einmal Gelegenheit hatte, Ihnen einen Dienst zu leisten, hat mich Ihnen gegenüber zu einer Mäßigung bewogen, die ich sonst wohl nicht bewahrt hätte.“

Mit diesen Worten ließ Baron Mondé lion seinen verblüfften Wirth stehen und ging auf Louison und Jean Jaccard zu.

In diesem Augenblicke öffneten sich wieder die Flügelthüren des Salons und der Diener rief die Namen der letzten der Erwarteten:

„Mademoiselle Jeanne Duterey, Monsieur le comte Agenoux.“

Diese Namen übten eine fast elektrische Wirkung auf die Geschwister. Louison erhob das bleiche Haupt

und schaute um sich, als wolle sie sich überzeugen, daß nicht ein böser Traum sie äffe. Jean Jaccard's Hals wurde immer länger, seine Lippen wurden bleich und seine Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen.

Er ging auf Stanowsky zu und faßte ihn am Arm.

„Ist das derselbe Graf Agenour, der im Faubourg St.-Germain wohnt, einen sehr dicken Portier hat und etwa sechzig Jahre alt ist?“ stellte er mit tonloser, bebender Stimme seine Frage.

Ein böser Zug lag um den Mund Stanowsky's.

„Derselbe!“ gab er ärgerlich zur Antwort. „Es gibt bloß einen Agenour in Paris, er wird der fromme Graf genannt, ist Legitimist und thut viel für die armen Loretten.“

„Es gibt bloß einen in Paris“, sagte Jean Jaccard und starrte auf die offene Thür.

Die Angemeldeten traten ein.

Graf Agenour war ein noch ziemlich rüstiger alter Herr mit grauem, sorgsam gescheiteltem Haar und einem feinen, lächelnden Gesicht. Seine Kleidung war von strengster Einfachheit und es gehörte zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß er selten demjenigen, mit dem er sprach, in die Augen schaute, sondern während des Gesprächs immer rechts und links schielte. Auch pflegte er sich fast beständig die Hände zu reiben.

An seinem Arm hing eine hübsche Brünette von kaum zwanzig Jahren, welche mit ausgesuchtem Geschmack, aber fast nonnenhaft einfach gekleidet war, ein Anzug, zu welchem ihre fecken braunen Augen und der fast immer lächelnde Mund sehr wenig paßten.

Auch jetzt hatte sie mit einem Blick den Salon überschaut, ihr lebhaftes Gesicht leuchtete vor Freude und mit dem Rufe: „Nini! Nini!“ ließ sie den Arm des Grafen los und eilte auf die kleine Blondine zu.

Nini Berton war selten von einem Ereigniß überrascht, sie nahm die Dinge, wie sie kamen, und sann sehr selten der Sonderbarkeit derselben nach. Als sie sich jedoch bei Namen rufen hörte und die Freundin aus dem Quartier latin erblickte, konnte sie sich nicht enthalten, Mündchen und Augen so weit zu öffnen, daß sie rund erschienen. Dann schloß sich der Mund wieder und rief halblaut im Tone des höchsten Erstaunens:

„Jeanneton Reymond!“

Lächelnd und erröthend beugte sich Jeanneton zu dem Ohre der Freundin.

„Jeanneton Reymond ist gewesen! Seit ich mit meinem Grafen die Kirchen besuche und alle Tage drei Messen anhöre und alle Wallfahrten mitmache, heiße ich Jeanne Duterey oder die fromme Jeanne — ich konnte die Misère nicht ertragen — und wenn ich

mich nicht erschrecklich langweilte, hätte ich es jetzt ganz gut, schöne Kleider und eine Kutsche und Bedienten, und dennoch wein' ich oft um mein Entresolstübchen im Quartier latin."

„Du bist thöricht!“ sagte Nini ernst. „Wenn ich es so gut haben könnte wie Du —“

Sie vollendete nicht. Auch der Abbé, der sich dem Grafen Agenour sofort nach dessen Eintritt genähert, brachte seine salbungsvolle Phrase nicht zu Ende.

Der Student, den Hals weit aus seinem Sammtrock vorgestreckt, das Gesicht freideweiß und die schwarzen Augen weit hervorgequollen, ging langsam auf den Grafen zu, bis sein Gesicht dicht vor dem des alten Mannes war. Den ob dieses seltsamen Benehmens sprachlosen Greis einige Sekunden unbeweglich anstarrend, sagte er endlich:

„Kennst Du mich?“

„In der That, ich habe nicht das Vergnügen, mein Herr!“

Jean Zaccard lächelte mit einem ganz seltsamen Lächeln.

„Du kennst mich nicht? Ich sehe ihr doch ähnlich, sagt man, sehr ähnlich. Sieh mich genau an!“

Dabei hatte Jean Zaccard das Handgelenk des alten Herrn gefaßt und seine braune, an Handschuhe

nie gewöhnte Faust zerknitterte unbarmherzig die feine Manschette, die in tadelloser Weise unter dem Ärmel des gräßlichen Leibrock's hervorsah. Vergeblich suchte sich der alte Herr zu befreien und wandte sich endlich angstvoll an den Abbé.

„Der junge Mann scheint von Sinnen, rufen Sie doch den Wirth, lieber Abbé.“

Der Student ließ die Manschette los.

„Ich bin so vernünftig wie Du, aber ich habe ein besseres Gedächtniß, und Mörder sollten doch ein gutes Gedächtniß haben.“

Stanowsky näherte sich.

„Der junge Mann ist krank“, sagte Agenoux mit einem bangen Vorgefühl, dessen er sich nicht ent schlagen konnte.

Der Student richtete sich auf und an die Stelle des fast wahnsinnigen Hohns auf seinem Gesichte trat der finstere Ernst des strafenden Richters.

„Stellen Sie mich dem Herrn Grafen vor, wie es Sitte ist. Ich heiße Jean Jaccard, und meine Mutter war die Wittwe Jaccard, die der fromme Graf hier mit seinem Gold und seinen Lüsten in die Seine getrieben. Kennst Du mich nun, Mörder?“

Der Graf prallte entsetzt zurück, sein Gesicht hatte sich affenähnlich verzerrt.

Mit finsterem Jubel wies Jean Jaccard auf das Gesicht des Grafen. Die ganze Gesellschaft hatte sich inzwischen um sie versammelt.

„Seht Ihr's, seht Ihr das Gesicht? Glaubt Ihr's nun, daß er meine Mutter in die Seine getrieben, der graue Sünder? Mörder! Mörder!“

Jean Jaccard wollte auf den Grafen zustürzen. Mondéliou hielt ihn zurück.

„Gehen wir, hier ist kein Platz für uns und diese Menschen verstehen Ihre Gefühle ja doch nicht.“

Stanowsky benutzte diesen Moment, um den Grafen ins Nebenzimmer zu ziehen und Jean Jaccard begegnete nur den neugierigen Gesichtern der übrigen Eingeladenen.

Unter diesen sah er auch das Antlitz Nini's, das ihn anstarrte wie ein Gespenst.

Jean Jaccard wollte sie bei der Hand fassen.

„Komm, Nini! Diese Luft erstickt mich. Komm!“

Entsetzt verbarg sich Nini hinter Léonie Lebrun.

„Nein, nein, ich habe Furcht vor ihm.“

Mondéliou trat vor.

„Folgen Sie Ihrem Beschützer, Nini, er ist blos aufgereggt und hat es nöthig, daß Sie ihn beruhigen.“

„Nein, er thut mir ein Leid.“

Louison nahm ihres Bruders Arm.

„Komm, Jean, kümmere Dich nicht um das eigensüchtige Geschöpf.“

Gebrochen ließ sich Jean Jaccard von seiner Schwester fortziehen.

Mondélon wandte sich an Stanowsky.

„In einer Stunde wird mein Wagen zurückkommen und zur Verfügung der jungen Dame bleiben.“

Stanowsky verneigte sich und begleitete den Baron förmlich zur Thür.

„Sie sind fort!“ sagte Stanowsky, ins Nebenzimmer tretend, wo der Priester und Jeanneton bei dem Grafen waren.

„Der junge Mann scheint wirklich zerrüttet!“ sagte der Priester lauernd.

Der Graf ließ seine Blicke scheu in dem Kreise neugieriger Gesichter herumwandern, der ihn umgab.

Er schüttelte den Kopf.

„Der Junge ist nicht verrückt, Abbé“, sagte er unterbrochen und vergeblich bemüht, seinem in Unordnung gerathenen Gesichte das feine Lächeln von vorhin wiederzugeben. „Das Ganze ist eine unglückliche Geschichte, an der ich schuldlos bin. Gewiß, es kommt alle Tage vor. Meine Beziehungen zu Wittwe Jaccard waren die reinsten; ich traf sie in Armuth, unterstützte sie, wie es sich für einen Christen geziemt, und brachte

ihre fast ganz in dem Atheismus der Zeit untergegangene Seele wieder auf den Weg zu Gott. Getreu der Lehre unseres Herrn, daß die linke Hand nicht wissen solle, was die rechte thut, gebot ich Frau Jaccard gegen Jedermann von meiner Unterstützung zu schweigen, und sie versprach es. Eines Tages kam sie sehr bestürzt zu mir, erzählte, daß ihr Sohn von ihrer Verbindung mit mir wissen und dieselbe falsch beurtheilen müsse, denn er habe sie mit seltsamen Reden und Zumuthungen sehr geängstigt. Ich rieth ihr Vertrauen zu Gott zu haben und ihren Sohn zum Gebet und zu Werken der Buße aufzufordern, statt gegen seine Mutter strafbaren Argwohn zu hegen, und sie verließ mich.“

Der Graf stockte. Das feine Lächeln war vollständig verschwunden und die Hand, welche sich auf die Lehne des Fauteuils stützte, zitterte in ihrer zerknitterten Manschette.

„Frau Jaccard kam nicht mehr. Nachts vier Uhr weckte mich der Portier und sagte mir, daß Kinder nach einer Frau fragten. Er hatte wahrscheinlich den Namen falsch gehört und sagte mir einen, der mir ganz unbekannt war. Ich sagte, ich kenne diese Frau nicht. Am andern Tag hörte ich, daß Frau Jaccard ertrunken aus der Seine gezogen worden sei. Wahrscheinlich

hatte sie sich die ungerechten Vorwürfe ihres Sohnes mehr zu Herzen genommen als die Lehren unserer heiligen Religion und den Tod gesucht.“

Graf Agenour schwieg. Sein Gesicht war erdfahl und seine Unterlippe bebte.

Auch die Gesellschaft schwieg. Der Priester schaute sinnend vor sich nieder und Jeanneton rückte ihren Stuhl etwas abseits von dem des Grafen.

Da ertönte die helle Stimme Entretout's.

„Und Sie, Graf Agenour, haben sich Ihrer Gewohnheit nach, im Verborgenen Gutes zu thun, ohne Zweifel der armen Waisen angenommen.“

Graf Agenour zitterte ein wenig stärker.

„Ich? Nein, in der That nicht; ich hätte es gern gethan, aber die Sache hatte ein so ärgerliches Aufsehen gemacht, daß ich es nicht wagen konnte, mich weiter darauf einzulassen. Die Welt glaubt nicht mehr an wahre Christenliebe.“

Jeanneton stand brüsk auf.

„Wohin, mein Kind?“ fragte der Graf.

„Nach Hause, ich fühle mich unwohl.“

Der Graf suchte ihre Hand zu fassen.

„Bergiß nicht, Deine Gedanken zu Gott zu erheben, bevor Du Dich zur Ruhe legst. Abbé, ich bitte für dies Kind um Ihren Segen.“

Jeanneton machte ihre Hände los und trat einen Schritt zurück.

„Mir schaudert vor Euch und dem Gott, den Ihr predigt.“

Jeanneton ging zu Nini Berton.

„Kommst Du nicht?“

„Wohin?“

„Nach Hause, zu Jaccard!“

„Ich fürchte ihn, er ist verrückt.“

„Was thut's? Auch Raymond ist verrückt; aber ich habe einen wahren Heißhunger nach ihm unter diesen klugen, frommen Leuten.“

„Ich verstehe Dich nicht, Jeanneton!“

„Mag sein; ich wünsche Dir, daß Du mich nie verstehst. Leb' wohl! Ich gehe zu Raymond.“

Damit ging Jeanne Duterey.

Léonie Lebrun hatte das seltsame Gespräch mit traurigem Lächeln angehört.

Ein Diener kam und meldete:

„Der Wagen für Mademoiselle Berton ist vor-
gefahren.“

Nini erschrak.

„Fahren Sie, mein Kind!“ bat Léonie Lebrun.
„Ihre Freundin hat Recht, Sie kennen diese Menschen nicht. Fahren Sie nach Hause.“

Willenlos und halb weinend ließ sich Nini zur Thür drängen und in ihren Shawl hüllen.

Wie betäubt schritt sie die hellerleuchteten Marmortreppen des Hotels hinab.

Da, auf der letzten, fühlte sie ihre Hand gefaßt.

Sie sah sich um und schaute in das erregte Gesicht Stanowsky's.

„Wohin wollen Sie?“

„Nach Hause.“

„Zu Tollheit und Glend? Sie sind nicht klug. Nini, Sie sind zu schön, um von einem Narren gequält zu werden.“

„Aber wo soll ich bleiben?“ fragte Nini und Thränen flossen über ihre Wangen.

„Bei mir!“ flüsterte Stanowsky und zog sie zur Seite.

Eine Thür wich dem Druck seiner Hand, eine schmale Wendeltreppe führte aufwärts, und Nini Berton befand sich in einem reizenden Boudoir, dessen Wände selbst mit blauem Seidendamast ausgeschlagen waren.

Nini Berton schaute verblüfft durch den reizenden Raum, den eine rosenfarbene Ampel matt erhellte.

„Hier sollst Du bleiben, reizende Nini!“ sagte

Stanowsky, indem er sich vor ihr auf die Kniee niederließ und ihre Hände küßte.

Nini lächelte durch Thränen.

Der heimkehrende Ruscher meldete dem Baron, daß Fräulein Berton bereits zu Fuß das Hotel habe verlassen gehabt, als er dort angekommen sei.

Ende des ersten Bandes.

Neue Romane
aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

G e h e i m n i s s e.

Novellen

von

Karl Frenzel.

2 Bände. 8 Eleg. geheftet. Preis 2 Thlr. —

El paso de las animas.

Roman

von G. von Bibra.

2 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Alles um ein Nichts.

Roman

von

Georg Köberle.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis Thlr. 2 15

Neue Romane.
aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Mütze und Krone.

Roman

von

Serman Schmid.

Zweite Auflage.

5 Bände. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

In der Welt verloren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefler.

Zweite Auflage.

4 Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr. —

Non possumus.

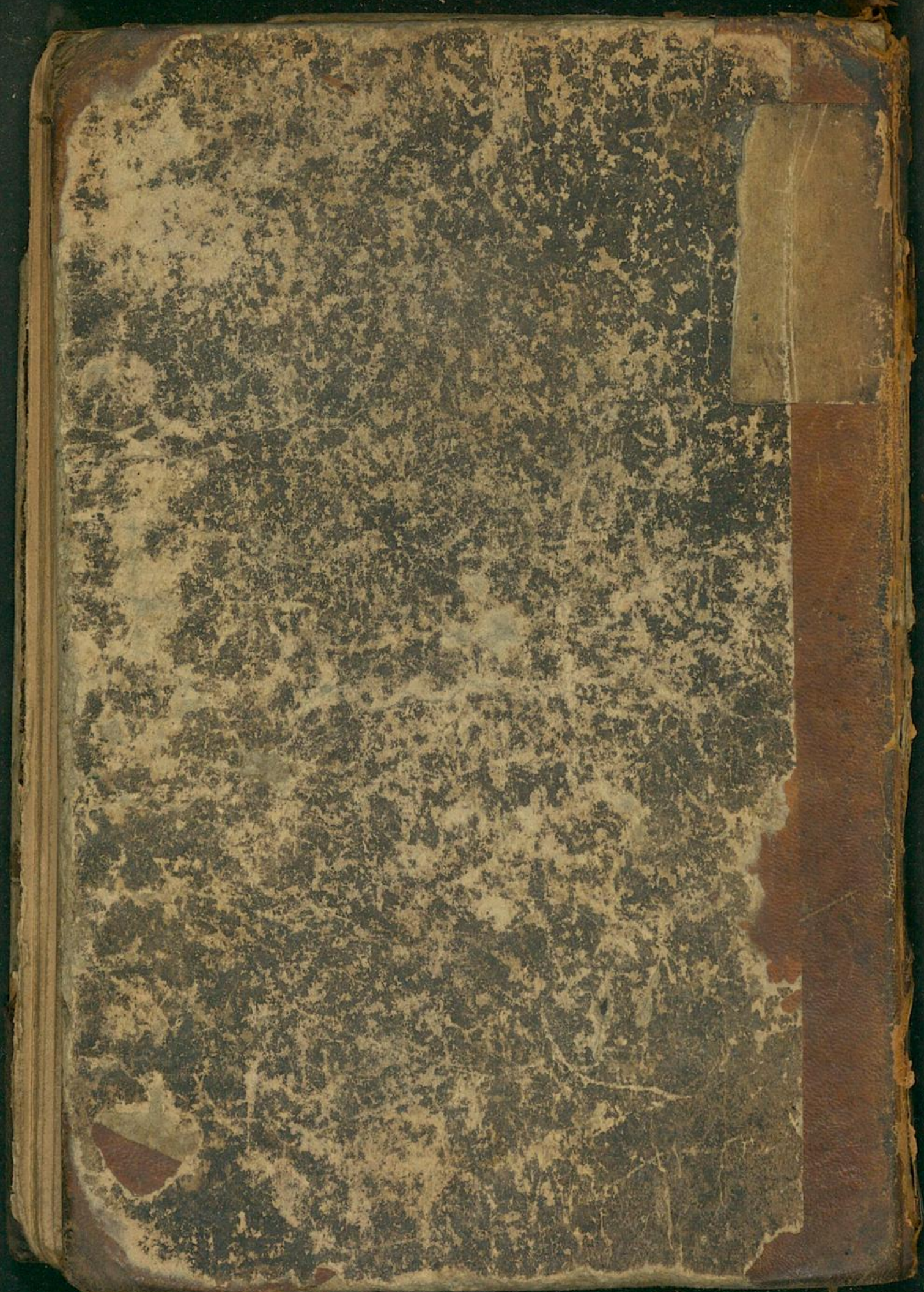
Roman

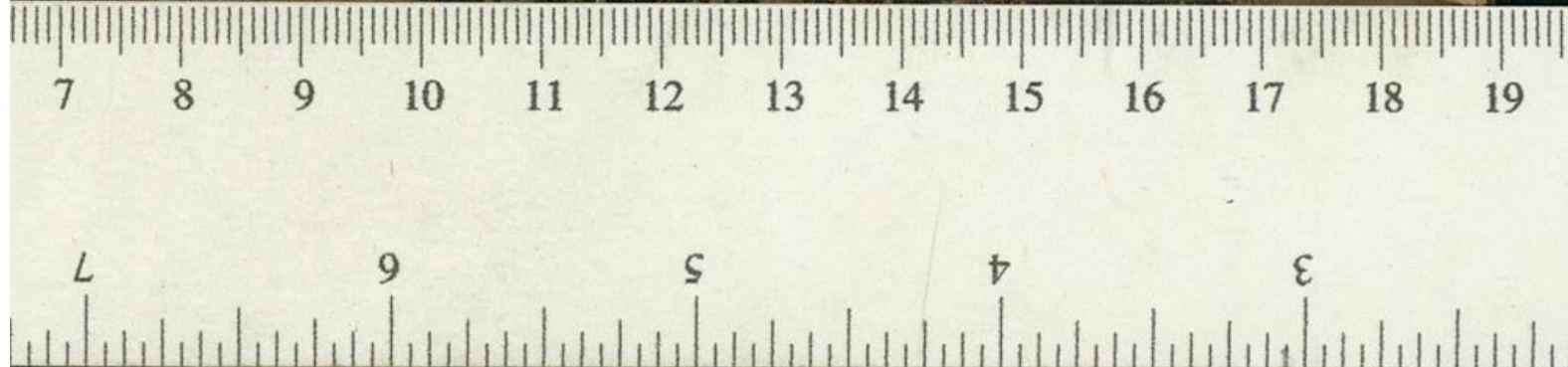
von

Dr. Silarius.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Handwritten text in cursive script, possibly a signature or name, located in the upper left quadrant of the page.





01t
56